



Leseprobe

Robin Hobb

Die Tochter des Propheten

Roman - Erstmals auf Deutsch

»Nach *Die Tochter des Drachen* der zweite Teil der Weitseher-Chronik um das Kind von Fitz – ein Traum von Fantasy.«
Mainhattan Kurier

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 1120

Erscheinungstermin: 21. Oktober 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Die beste Art, seine Tochter vor Schaden zu bewahren, ist, ihr beizubringen, sich selbst zu schützen.

Biene, die Tochter des ehemaligen königlichen Assassinen Fitz Weitseher, wurde entführt. Die Diener von Clerres wollen sie unbedingt unter ihre Kontrolle bringen, und dafür ist ihnen jedes Mittel Recht. Denn sie haben längst erkannt, wovor Fitz die Augen verschlossen hat. Biene ist die Erbin des Narren und damit die nächste Weiße Prophetin.

Doch Biene wäre nicht Fitz Tochter, wenn sie die Entführung tatenlos über sich ergehen lassen würde. Sie plant bereits ihre Flucht ...



Autor

Robin Hobb

Robin Hobb wurde in Kalifornien geboren, zog jedoch mit neun Jahren nach Alaska. Nach ihrer Hochzeit ließ sie sich mit ihrem Mann auf Kodiak nieder, einer kleinen Insel an der Küste Alaskas. Im selben Jahr veröffentlichte sie ihre erste Kurzgeschichte. Seither war sie mit ihren Storys an zahlreichen preisgekrönten Anthologien beteiligt. Mit »Die Gabe der Könige«, dem Auftakt ihrer Serie um Fitz Chivalric Weitseher, gelang ihr der Durchbruch auf dem internationalen Fantasy-Markt. Ihre Bücher wurden seither millionenfach verkauft und sind Dauergäste auf der New-York-Times-Bestsellerliste. Im November 2021 wurde ihr der renommierte

Robin Hobb
Die Tochter des Propheten

Die Chronik der Weitseher von Robin Hobb bei Penhaligon:

1. Die Gabe der Könige
2. Der Bruder des Wolfs
3. Der Erbe der Schatten

Das Erbe der Weitseher von Robin Hobb bei Penhaligon

1. Diener der alten Macht
2. Prophet der sechs Provinzen
3. Beschützer der Drachen

Das Kind der Weitseher von Robin Hobb bei Penhaligon

1. Die Tochter des Drachen
2. Die Tochter des Propheten
3. Die Tochter des Wolfs

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und
www.twitter.com/BlanvaletVerlag

Robin Hobb

Die Tochter des Propheten
Das Kind der Weitseher 2

Roman

Deutsch von Maike Claußnitzer

penhaligon

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel »Fool's Quest
(The Fitz and The Fool Trilogy, Book 2)« bei DelRey, New York.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so
übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu
eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der
Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright der Originalausgabe © 2015 by Robin Hobb
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Penhaligon in der

Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Alexander Groß

Umschlaggestaltung: © Isabelle Hirtz, Inkcraft, unter Verwendung eines
Motivs von Refluo/Shutterstock.com

Karte: © Andreas Hancock

HK · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7645-3230-7

www.penthaligon.de

Für Rudyard.
Nach all den Jahren immer noch
mein Herzallerliebster.

Kapitel 1

WINTERFESTABEND IN BOCKSBURG

Ich liege warm und sicher mit meinen zwei Geschwistern im Bau. Sie sind beide draufgängerischer und stärker als ich. Ich bin als Letzter geboren und der Kleinste. Meine Augen haben sich erst spät geöffnet, und ich bin weniger abenteuerlustig als die anderen Welpen. Mein Bruder und meine Schwester haben es beide schon gewagt, meiner Mutter an den Eingang des Baus zu folgen, der tief ins Steilufer des Flusses gegraben ist. Jedes Mal hat sie die beiden angeknurrt und nach ihnen geschnappt, um sie zurückzuscheuchen. Sie lässt uns allein, wenn sie auf die Jagd geht. Es sollte ein Wolf hier sein und auf uns aufpassen, ein jüngeres Rudelmitglied, das bei uns bleibt. Aber unsere Mutter ist alles, was vom Rudel noch übrig ist, und so muss sie allein jagen, und wir müssen dort bleiben, wo sie uns lässt.

Eines Tages schüttelt sie uns ab, lange bevor wir genug von ihrer Milch getrunken haben. Sie verlässt uns, geht auf die Jagd, schlüpfte aus dem Bau, während der Abend sich allmählich über das Land senkt. Wir hören ein einziges Jaulen von ihr. Das ist alles.

Mein Bruder, der Größte von uns, ist ängstlich und neugierig zugleich. Er winselt laut und versucht, sie zu uns zurückzurufen, aber es ertönt keine Antwort. Er macht Anstalten, zum Eingang des Baus zu laufen, und meine Schwester folgt

ihm, aber im nächsten Augenblick kommen sie zurückgeilt, um sich furchtsam neben mich zu kauern. Vor dem Bau gibt es seltsame Gerüche, böse Gerüche, Blut und Geschöpfe, die wir nicht kennen. Während wir uns winselnd verstecken, wird der Blutgeruch stärker. Wir tun das Einzige, worauf wir uns verstehen: Wir ducken uns und rücken an der hinteren Wand des Baus eng zusammen.

Wir hören Geräusche. Etwas gräbt am Eingang unserer Höhle. Keine Pfoten. Es klingt wie ein großer Zahn, der in die Erde beißt, beißt und reißt, beißt und reißt. Wir ducken uns noch tiefer, und mein Bruder sträubt das Nackenfell. Wir hören wieder Geräusche und erkennen, dass mehr als ein Wesen sich vor unserer Höhle aufhält. Der Blutgeruch wird stärker und vermischt sich mit dem Duft unserer Mutter. Die Grabgeräusche gehen weiter.

Dann dringt noch ein Geruch zu uns. In späteren Jahren werde ich wissen, worum es sich handelt, aber in dem Traum ist es noch kein Rauch. Es ist ein Gestank, den keiner von uns versteht, und er wird in Schwaden in den Bau hineingefächelt. Wir heulen, denn er brennt uns in den Augen und saugt uns die Luft aus der Lunge. Der Bau wird heiß und stickig, und am Ende kriecht mein Bruder zum Höhleneingang. Wir hören sein wildes Auffaulen, das nicht abreißt, und riechen den Uringestank der Angst. Meine Schwester kauert sich hinter mich und wird immer kleiner und stiller. Und dann atmet sie nicht mehr und versteckt sich nicht mehr. Sie ist tot.

Ich sinke nieder, lege mir die Pfoten über die Schnauze und bin vom Rauch geblendet. Die Grabgeräusche setzen sich fort, und irgendetwas packt mich. Ich jaule und wehre mich, aber es hält mein Vorderbein umklammert und zerrt mich aus dem Bau.

Meine Mutter ist ein Pelz und ein blutiger roter Kadaver, den man beiseite geworfen hat. Mein Bruder kauert verängs-

tigt auf dem Boden eines Käfigs auf der Ladefläche eines zweirädrigen Karrens. Sie werfen mich neben ihn und ziehen dann den Leichnam meiner Schwester ins Freie. Sie sind böse, dass sie tot ist, und versetzen ihr Tritte, als könnte ihr Zorn sie irgendwie zwingen, noch Schmerzen zu empfinden. Dann häuten sie sie, während sie sich über die Kälte und die aufziehende Dunkelheit beschwerten, und legen ihren kleinen Pelz zu dem meiner Mutter. Die beiden Männer steigen auf den Karren und peitschen auf ihr Maultier ein, während sie schon Berechnungen anstellen, welchen Preis ihnen Wolfswelpen auf dem Hundekampfmarkt einbringen werden. Von den blutigen Fellen meiner Mutter und meiner Schwester steigt mir der Gestank des Todes in die Nase.

Das ist nur der Anfang einer Marter, die ein Leben lang andauert. An manchen Tagen füttert man uns, an anderen nicht. Wir werden nicht vor dem Regen beschirmt. Die einzige Wärme geht von unseren Körpern aus, wenn wir uns aneinander schmiegen. Mein Bruder stirbt, dünn und von Würmern befallen, in einer Grube, in die man ihn wirft, um die Wildheit der Kampfhunde anzustacheln. Und dann bin ich allein. Man füttert mich mit Schlachtabfällen, mit Essensresten oder mit gar nichts. Meine Pfoten werden wund, weil ich am Käfig kratze, meine Krallen spalten sich, und meine Muskeln schmerzen von der Enge. Sie schlagen mich und versetzen mir Stöße, um mich zu verleiten, mich gegen die Gitterstäbe zu werfen, die ich nicht durchbrechen kann. Sie reden vor meinem Käfig von ihren Plänen, mich in die Kampfgruben zu verkaufen. Ich höre die Worte, aber ich verstehe sie nicht.

Oh doch, ich verstand die Worte. Ich erwachte zuckend, und einen Moment lang war alles falsch und fremd. Ich lag zitternd zu einer Kugel zusammengerollt, und mein Fell war abgestreift, um bloße Haut freizulegen; meine Beine waren

im falschen Winkel gekrümmt und von irgendetwas eingengt. Meine Sinne waren so betäubt, als wäre ich in einen Sack gewickelt. Ringsum roch es nach den Kreaturen, die ich verabscheute. Ich bleckte die Zähne und kämpfte mich knurrend aus meinen Fesseln frei.

Selbst nachdem ich, gefolgt von der Bettdecke, auf dem Boden gelandet war und mein Körper mir bestätigte, dass ich wirklich einer der verhassten Menschen war, sah ich mich verwirrt in dem dunklen Zimmer um. Es fühlte sich an, als sollte es Morgen sein, aber der Boden unter mir bestand nicht aus den glatten Eichendielen meines Schlafzimmers, und der Raum roch nicht, als würde er mir gehören. Ich kam langsam auf die Beine, während meine Augen sich anstrengten, sich an das schwache Licht zu gewöhnen. Mühsam erspähte ich das Blinzeln winziger roter Augen und übersetzte es dann in die ersterbende Glut eines Feuers. In einem Kamin.

Als ich mich durch die Kammer tastete, kam die Welt um mich herum wieder ins Lot. Chades alter Schlupfwinkel in Bocksburg löste sich aus der Schwärze, als ich die Glut schürte und ein paar kleine Holzscheite nachlegte. Wie betäubt suchte ich frische Kerzen und zündete sie an. Das Zimmer erwachte zu seinem ewigen Zwielflicht. Ich sah mich um und ließ mich von meinem Leben einholen. Meiner Einschätzung nach war die Nacht vergangen und jenseits der dicken, fensterlosen Mauern der Tag heraufgedämmert. Die entsetzlichen Geschehnisse des Vortags brachen wie eine Springflut über mich herein: Ich hatte den Narren beinahe getötet, mein Kind in der Obhut von Leuten zurückgelassen, denen ich nicht völlig traute, und Sieber dann in gefährlichem Maße Gabenkraft entzogen, um den Narren nach Bocksburg zu bringen. Diese neuen Erinnerungen vereinten sich mit den allumfassenden älteren an all die Abende und Nächte, die ich in dieser fensterlosen Kammer verbracht hatte, um

die Fertigkeiten und Geheimnisse zu erlernen, über die man verfügen musste, um Assassine des Königs zu sein. Als die Scheite endlich in Brand gerieten und den matten Kerzenschein im Raum verstärkten, fühlte ich mich, als hätte ich eine lange Reise unternommen, um zu mir selbst zurückzukehren. Der Wolfsalbtraum von der entsetzlichen Gefangenschaft verblasste. Ich fragte mich kurz, warum er mit solcher Wucht zu mir zurückgekehrt war, und verdrängte den Gedanken dann. Nachtauge, mein Wolf, mein Bruder, weilte schon längst nicht mehr auf dieser Welt. Ein Echo von ihm lebte in meinem Verstand, meinem Herzen und meinem Gedächtnis weiter, aber dem, was mir nun bevorstand, musste ich mich ohne seine Rückendeckung stellen. Ich war allein.

Bis auf den Narren. Mein Freund war zu mir zurückgekehrt. Übel zugerichtet, zerschlagen und womöglich nicht ganz bei Verstand, aber er war wieder an meiner Seite. Ich hielt eine Kerze erhoben und wagte mich an das Bett zurück, das wir uns geteilt hatten.

Der Narr schlief noch tief und fest. Er sah schrecklich aus. Sein narbenübersätes Gesicht wies Spuren der Folter auf. Fährnisse und Hunger hatten seine Haut aufgeraut und abgeschürft und sein Haar zu brüchigem Stroh ausdünnen lassen. Dennoch sah er schon besser aus als bei unserer gestrigen Begegnung. Er war sauber, satt und warm, und seine ruhige Atmung war die eines Mannes, dem neue Kraft zugeflossen ist. Ich wünschte, ich hätte sagen können, ich hätte sie ihm geschenkt. Völlig unwillkürlich hatte ich sie stattdessen Sieber entzogen und sie während unserer Gabenreise durch die stehenden Steine an meinen Freund weitergegeben. Es tat mir leid, dass ich Sieber in meiner Unwissenheit so zugeetzt hatte, aber ich konnte die Erleichterung nicht leugnen, die ich verspürte, als ich den stetigen Atem des Narren hörte. Gestern Abend hatte er die Kraft gefunden, mit mir zu spre-

chen, und das weit ausführlicher, als ich es von dem geprügelt Bettler erwartet hätte, den ich zuerst in ihm erblickt hatte.

Aber geborgte Stärke ist keine echte Stärke. Die hastige Gabenheilung, die ich an ihm vollzogen hatte, hatte ihm seine spärlichen körperlichen Reserven geraubt, und die Lebenskraft, die ich Sieber abgezapft und ihm verliehen hatte, konnte ihn nicht lange nähren. Hoffentlich hatten die Speisen und die Ruhe, die ihm gestern vergönnt gewesen waren, schon begonnen, seinen Körper wiederaufzubauen. Ich sah zu, wie er tief und fest schlief, und wagte zu hoffen, dass er überleben würde. Behutsam sammelte ich das Bettzeug auf, das ich bei meinem Sturz zu Boden gerissen hatte, und steckte es warm um ihn fest.

Er hatte sich so verändert. Er war ein Mann gewesen, der Schönheit in jeder Form geliebt hatte. Seine maßgeschneiderten Gewänder, der Zierrat in seinen Gemächern, die Vorhänge seines Bettes und seiner Fenster, sogar das Band, das sein tadellos frisiertes Haar zurückgehalten hatte – alles war unter den Gesichtspunkten der Harmonie und Mode ausgewählt gewesen. Aber diesen Mann gab es nicht mehr. Er war als zerlumpte Vogelscheuche zu mir zurückgekehrt, so vom Fleisch gefallen, dass sein Gesicht nur noch aus Haut und Knochen bestand. Geprügelt und geblendet trug er die Narben der Folter und war von all seinem Leid so gewandelt, dass ich ihn erst nicht wiedererkannt hatte. Der geschmeidige, gelenkige Possenreißer mit dem spöttischen Lächeln war verschwunden. Genau wie der elegante Fürst Leuenfarb mit seinen feinen Kleidern und seinem aristokratischen Gebaren. Mir blieb nur dieses erbarmenswerte Gerippe.

Seine blinden Augen waren geschlossen. Der Mund stand ihm einen Fingerbreit offen. Zischend atmete er ein und aus. »Narr?«, fragte ich und stieß ihn sacht an der Schulter

an. Seine einzige Antwort bestand in einem leichten Stocken seines Atems. Dann seufzte er, als würde er Schmerz und Angst von sich geben, bevor seine Atmung wieder in die gleichmäßige des tiefen Schlafs überging.

Er war vor Martern geflohen und hatte eine Reise voller Unbilden und Entbehrungen in Kauf genommen, um mich wiederzufinden. Seine Gesundheit war angeschlagen, und er hatte mörderische Verfolger fürchten müssen. Ich konnte nicht fassen, wie ihm das gebrochen und geblendet gelungen war. Aber er hatte es geschafft, und das zu einem einzigen Zweck. Gestern Abend hatte er mich, bevor er der Bewusstlosigkeit erlegen war, gebeten, für ihn zu töten. Er wollte, dass wir nach Clerres zurückkehrten, an seine alte Schule und zu den Leuten, die ihn gefoltert hatten. Und er hatte mich um den besonderen Gefallen gebeten, meine alte Assassinenkunst zum Einsatz zu bringen, um sie alle zu ermorden.

Er wusste, dass ich jenen Teil meines Lebens hinter mir gelassen hatte. Ich war nun ein anderer Mensch, ein achtbarer Mann, der Verwalter des Anwesens meiner erwachsenen Tochter, der Vater eines kleinen Mädchens. Kein Assasine mehr. Das Töten war für mich Vergangenheit. Es war Jahre her, dass ich sehlig gewesen war, mit Armmuskeln, die hart wie das Herz eines Mörders waren. Ich war jetzt ein Landedelman. Wir hatten uns beide sehr verändert.

Ich konnte mich noch an das spöttische Lächeln und den funkelnden Blick erinnern, die ihn einst ausgezeichnet hatten und die einen zugleich bezauberten und rasend machten. Er hatte sich gewandelt, aber ich vertraute darauf, dass ich ihn auf die wichtigsten Arten immer noch kannte – die, die über oberflächliche Einzelheiten wie seinen Geburtsort oder die Frage, wer seine Eltern gewesen waren, hinausgingen. Ich kannte ihn, seit wir beide jung gewesen waren. Unwillkürlich verzog ich den Mund zu einem bitteren Lächeln. Nicht,

seit wir Kinder gewesen waren. In mancherlei Hinsicht bezweifelte ich, dass auch nur einer von uns je wirklich ein Kind gewesen war. Aber die langen Jahre tiefer Freundschaft waren ein Fundament, an dem ich nicht zweifelte. Ich kannte seinen Charakter. Ich wusste um seine Loyalität und Ergebenheit. Ich kannte mehr seiner Geheimnisse als irgendjemand sonst und hatte diese Geheimnisse so sorgsam gehütet, als wären es meine eigenen. Ich hatte ihn verzweifelt und starr vor Angst gesehen. Ich hatte ihn gebrochen vor Schmerz und bis zur Rührseligkeit betrunken erlebt. Und darüber hinaus hatte ich ihn tot gesehen und war er als Toter *gewesen*, hatte ich seinen Körper zurück ins Leben geführt und seinen Geist zurückgerufen, um wieder in diesem Körper zu wohnen.

Also kannte ich ihn. Bis in die Knochen.

Das hatte ich zumindest geglaubt.

Ich holte tief Luft und atmete seufzend aus, aber das linderte die Anspannung nicht, die ich empfand. Ich war wie ein Kind und fürchtete mich, in die Dunkelheit zu spähen, weil ich solche Angst vor dem hatte, was ich erblicken mochte. Ich verleugnete etwas, von dem ich wusste, dass es wahr war. Ich kannte den Narren bis in die Knochen. Und ich wusste, dass der Narr tun würde, was immer er tun zu müssen glaubte, um die Welt auf die rechte Bahn zu lenken. Er hatte mich auf Messers Schneide zwischen Tod und Leben tanzen lassen, er hatte von mir verlangt, Schmerz, Ungemach und Verlust zu ertragen. Er hatte sich selbst einem Martertod anheimgegeben, den er für unvermeidlich gehalten hatte. Alles um seiner Zukunftsvision willen.

Wenn er also glaubte, dass jemand getötet werden musste, und die betreffende Person nicht selbst zu töten vermochte, würde er es von mir verlangen. Und er würde die Bitte mit jenen fürchterlichen Worten beschließen: »Für mich.«

Ich wandte mich von ihm ab. Ja. Er würde es von mir ver-

langen. Das Letzte, was ich je wieder tun wollte. Und ich würde ja sagen. Weil ich ihn nicht, gebrochen und voller Verzweiflung, vor mir sehen konnte, ohne dass eine Flut des Zorns und des Hasses über mich hereinbrach. Niemand, *niemand* durfte ihn so übel zurichten und danach weiterleben. Keiner, dem es so an Einfühlungsvermögen mangelte, dass er systematisch einen anderen foltern und körperlich zugrunde richten konnte, durfte am Leben bleiben. Ungeheuer hatten ihm dies angetan. Ganz gleich, wie menschlich sie wirken mochten, ihr Werk sprach für sich.

Sie mussten getötet werden. Und ich sollte es tun.

Ich wollte es auch tun. Je länger ich ihn ansah, desto mehr wollte ich ausziehen und sie töten, nicht schnell und stumm, sondern dreckig und lautstark. Ich wollte, dass die Leute, die ihm dies angetan hatten, wussten, dass sie sterben würden – und warum. Ich wollte, dass sie Zeit fanden zu bereuen, was sie getan hatten.

Aber ich konnte es nicht. Und das machte mir zu schaffen.

Ich würde nein sagen müssen. Denn so sehr ich den Narren auch liebte, so tief unsere Freundschaft auch ging, so lodernnd heiß mein Hass auch brannte, Bienes Anrecht auf meinen Schutz war größer. Und auf meine Ergebenheit. Ich hatte ihr dieses Anrecht schon verwehrt, als ich sie in der Obhut Dritter zurückgelassen hatte, um meinen Freund zu retten. Mein kleines Mädchen war alles, was mir jetzt noch von meiner Frau Molly blieb. Biene war meine letzte Gelegenheit, ein guter Vater zu werden, und in letzter Zeit hatte ich mich dabei nicht besonders geschickt angestellt. Vor Jahren hatte ich bereits an meiner älteren Tochter Nessel versagt. Ich hatte sie in dem Glauben gewiegt, ein anderer Mann wäre ihr Vater, und es ihm überlassen, sie großzuziehen. Nessel zweifelte jetzt schon an meiner Fähigkeit, für Biene zu sorgen. Sie hatte davon gesprochen, Biene meiner Fürsorge

zu entziehen und hierher, nach Bocksburg, zu holen, wo sie selbst die Aufsicht über ihre Erziehung führen konnte.

Das durfte ich nicht zulassen. Biene war zu klein und zu seltsam, um inmitten der Palastintrigen zu überleben. Ich musste sie zu Hause behalten, bei mir, auf Weidenhag, in einem ruhigen und sicheren Herrenhaus auf dem Lande, wo sie so langsam heranwachsen und so merkwürdig sein durfte, wie sie wollte. Und so wunderbar. Obwohl ich sie also alleingelassen hatte, um den Narren zu retten, war es nur dieses eine Mal und nur für kurze Zeit. Ich würde zu ihr zurückkehren. Vielleicht, so tröstete ich mich, konnte ich den Narren mitnehmen, wenn er sich genug erholte – ihn in die Ruhe und Behaglichkeit von Weidenhag bringen, um ihn dort Heilung und Frieden finden zu lassen. Er war nicht in der Verfassung, die Rückreise nach Clerres anzutreten oder mir gar dabei zu helfen, diejenigen zu töten, die ihm dies angetan hatten. Rache konnte man, wie ich wusste, aufschieben, aber das Leben eines heranwachsenden Kindes nicht. Ich hatte eine einzige Gelegenheit, Bienes Vater zu sein, und der Zeitpunkt dafür war jetzt. Dagegen konnte ich jederzeit als Assassine für den Narren tätig werden. Für den Augenblick war das Beste, was ich ihm anbieten konnte, eine friedliche Genesung. Ja. Das würde Vorrang haben müssen.

Eine Zeitlang spazierte ich leise durch den Assassinen-schlupfwinkel, in dem ich in meiner Kindheit viele glückliche Stunden verbracht hatte. Das Durcheinander eines alten Mannes war Hochdame Rosmarins ordnungsliebendem Organisationstalent gewichen. Sie führte nun in diesen Gemächern das Regiment. Sie waren sauberer und wohnlicher als früher, aber irgendwie vermisste ich Chades willkürliche Experimente und das Chaos aus Schriftrollen und Heilkräutern. Die Regale, die einst alles von einem Schlangenskelett bis hin zu einem versteinerten Knochenstück ent-

halten hatten, boten nun eine fein säuberliche Aufreihung verkorkter Flaschen und Töpfe dar.

Alle waren in der eleganten Handschrift einer Dame ordentlich etikettiert. Hier gab es Trgmich und Elfenrinde, Baldrian und Eisenhut, Minze und Bärenfett, Sumach und Fingerhut, Cindin und Rauchkraut aus Tilth. Ein Topf trug die Aufschrift *Fernholmer Elfenrinde*, wahrscheinlich, um den Inhalt von dem weit milderen Kraut aus den Sechs Provinzen zu unterscheiden. Eine Glasphiole enthielt eine dunkelrote Mixtur, die bei der geringsten Berührung unheimliche Wirbel bildete. Darin waren Silberfäden, die sich nicht mit dem Rot mischten, aber auch nicht wie Öl auf Wasser schwammen. Solch eine Mischung hatte ich noch nie gesehen. Sie trug kein Etikett, und ich stellte sie vorsichtig in den Holzständer zurück, der sie aufrecht hielt. Manche Dinge rührte man besser nicht an. Ich hatte keine Ahnung, worum es sich bei Karugwurz und Blutstrom handelte, aber auf beide Schildchen war neben dem Namen mit roter Tinte ein winziger Schädel gezeichnet.

Auf dem Regal darunter lagerten Mörser mit Stößeln, Messer zum Hacken, Siebe zum Seihen und mehrere kleine schwere Tiegel zum Auskochen. Fleckige Metalllöffel waren ordentlich in einem Ständer aufgereiht. Unter ihnen stand eine Reihe kleiner Tongefäße, die mich zunächst verwirrten. Sie waren nicht größer als meine Faust und glänzend braun glasiert, ebenso wie ihre fest abschließenden Deckel. Sie waren mit Teer versiegelt, bis auf ein Loch in der Mitte jedes Deckels. Ein Schwänzchen aus gewachster Leinenkordel ragte aus jedem Loch hervor. Ich hob einen Topf vorsichtig hoch und verstand dann. Chade hatte mir erzählt, dass seine Experimente mit explosivem Pulver Fortschritte machten. Das hier waren seine neuesten Errungenschaften zum Menschentöten. Ich stellte den Topf sacht wieder ab. Die Gerät-

schaften des Mordhandwerks, das ich mittlerweile nicht mehr ausübte, standen wie treue Soldaten vor mir stramm. Ich seufzte, aber nicht vor Bedauern, und wandte mich von ihnen ab. Der Narr schlief weiter.

Ich räumte die Teller unseres nächtlichen Mahls auf ein Tablett und brachte das Zimmer auch sonst in Ordnung. Es blieben die Wanne voller Badewasser und das ekelhaft verschmutzte Untergewand, das der Narr getragen hatte. Ich wagte nicht einmal, es im Kamin zu verbrennen, aus Angst vor dem Gestank, den es verströmen würde. Ich verspürte keinerlei Abscheu, nur Mitleid. Meine eigene Kleidung vom Vortrag war noch von Blut bedeckt, das von einer Hündin und vom Narren stammte. Erst redete ich mir ein, dass es auf dem dunklen Stoff nicht allzu sehr auffallen würde. Dann dachte ich noch einmal darüber nach und ging daran, den alten, mit Schnitzereien verzierten Schrank zu erkunden, der schon immer neben dem Bett gestanden hatte. Früher hatte er lediglich Chades Arbeitskittel enthalten, die samt und sonders aus zweckmäßiger grauer Wolle bestanden und dank seiner ewigen Experimente überwiegend fleckig oder angesengt waren. Jetzt hingen dort nur noch zwei Kittel, beide blau gefärbt und zu klein für mich. Zu meiner Überraschung fand ich auch ein Frauennachthemd und zwei schlichte Kleider sowie schwarze Beinlinge, die an mir lächerlich kurz gewirkt hätten. Aha. Das waren Hochdame Rosmarins Sachen. Für mich gab es hier nichts.

Es widerstrebte mir, mich leise aus den Gemächern davonzuschleichen und den Narren schlafen zu lassen, aber ich hatte viel zu erledigen. Ich vermutete, dass man jemanden herschicken würde, um zu putzen und den Raum aufs Neue mit allem Notwendigen auszustatten, und es war mir nicht lieb, ihn bewusstlos und verwundbar dort allein zu lassen. Aber mittlerweile wusste ich, dass ich Chade Vertrauen

schuldete. Er hatte uns am Vorabend trotz seiner drängenden Verpflichtungen mit allem versorgt.

Die Sechs Provinzen und das Bergreich waren bestrebt, Bündnisse auszuhandeln, und zu dem Zweck waren mächtige Gesandte für die Winterfestwoche nach Bocksburg eingeladen worden. Doch inmitten eines Abends voller Feiern, Musik und Tanz hatten Chade und sogar König Pflichtgetreu und seine Mutter, Fürstin Kettricken, sich die Zeit genommen, sich davonzustehlen und den Narren und mich zu begrüßen. Chade hatte sogar einen Weg gefunden, dieses Gemach mit allem zu versehen, was wir benötigten. Er würde nicht leichtsinnig mit meinem Freund umgehen. Wen auch immer er herschickte, der Betreffende würde diskret sein.

Chade. Ich holt Luft und griff mit der Gabenmagie nach ihm aus. Unsere Gedanken streiften sich. *Chade? Der Narr schläft, und es gibt einiges, was ich gern erledigen wür...*

Ja, ja, schon gut! Nicht jetzt, Fitz. Wir sprechen gerade über die Zustände in Kelsingra. Wenn man dort nicht bereit ist, seine Drachen zu kontrollieren, müssen wir vielleicht ein Bündnis formen, um der Kreaturen Herr zu werden. Ich habe Vorkehrungen für dich und deinen Gast getroffen. Auf dem blauen Regal liegt ein Geldbeutel, falls du ihn brauchst. Aber jetzt muss ich meine ganze Aufmerksamkeit diesem Gespräch widmen. Bingstadt behauptet, dass Kelsingra womöglich ein Bündnis mit der Herzogin von Chalced anstrebt!

Oh. Ich zog mich zurück. Mit einem Schlag kam ich mir wie ein Kind vor, das die Erwachsenen dabei unterbrochen hat, über wichtige Dinge zu sprechen. Drachen. Ein Bündnis gegen Drachen. Ein Bündnis mit wem? Bingstadt? Und was konnte irgendjemand gegen Drachen zu unternehmen hoffen, wenn man sie nicht mit genug Fleisch bestechen wollte, um sie abstumpfen zu lassen? Wäre es nicht besser gewesen, sich mit den arroganten Fleischfressern anzufreunden, statt sie herauszufordern? Unvernünftigerweise fühlte ich mich

übergangen, weil niemand nach meiner Meinung gefragt hatte.

Und im nächsten Augenblick tadelte ich mich selbst dafür. Sollten Chade, Pflichtgetreu, Elliania und Kettricken doch sehen, wie sie mit den Drachen fertigwurden! *Geh schon, Fitz.*

Ich hob einen Wandteppich an und schlüpfte in das Labyrinth aus Geheimgängen hinaus, das sich hinter den Mauern der Bocksburg entlangschlängelte. Einst hatte ich die Spitzgänge so gut gekannt wie den Weg zu den Ställen. Obwohl so viele Jahre vergangen waren, hatte sich der schmale Korridor, der durch die Innenwände der Burg führte oder sich an ihren Außenmauern entlangwand, nicht verändert.

Ich aber sehr wohl. Ich war kein schwächiger Junge mehr, auch kein Jüngling. Ich war ein Mann von sechzig Jahren, und obwohl ich mir schmeichelte, dass ich einem harten Arbeitstag immer noch gewachsen war, war ich nicht mehr gelenkig und geschmeidig. An den engen Ecken, an denen ich früher gedankenlos vorbeigewieselt war, musste ich mich nun etwas vorbeizwängen. Ich erreichte den alten Eingang in der Speisekammer, kauerte mich an die verborgene Tür und drückte ein Ohr an die Wand, um einen ruhigen Augenblick abzuwarten, bevor ich mich hinter einem Fleischregal voll baumelnder Würste hervorwagte.

Nur das freundliche Durcheinander des Winterfests rettete mich. Als ich aus der Speisekammer auf den Flur trat, verlangte eine kräftige Frau in mehlbestäubter Schürze von mir zu wissen, weshalb ich so lange brauchte: »Hast du nun das Gänseschmalz für mich gefunden oder nicht?«

»Ich ... ich habe es nicht gesehen«, antwortete ich.

»Das liegt daran, dass du in die falsche Speisekammer gegangen bist«, entgegnete sie spitz. »Geh zwei Türen weiter und die Treppe hinunter, nimm dann die zweite Tür in den

Kühlraum und such es dort, in einem großen braunen Tontopf auf dem Regal. Beeil dich!»

Sie wirbelte herum und ließ mich stehen. Während sie davoneilte, schimpfte sie hörbar darüber, dass so kurz vor einem Festtag neue Helfer eingestellt worden seien.

Ich stieß den Atem aus, den ich angehalten hatte, und sah, als ich mich umdrehte, einen Burschen ungefähr meiner Größe und meines Körperbaus mit einem schweren braunen Tontopf den Korridor entlangkeuchen. Ich folgte ihm, huschte, als er in die Küche abbog, vorbei an der Tür und dem daraus hervorwabernden Duft nach frischem Brot, dampfender Suppe und bratendem Fleisch und trat ins Freie.

In der Geschäftigkeit, die auf dem Hof der Bocksburg an einem Wintertag herrschte, war ich nur ein Mann wie alle anderen, der in dringenden Angelegenheiten dahineilte. Erstaunt sah ich zum Himmel auf. Es war schon nach Mittag. Ich hatte viel länger geschlafen, als ich beabsichtigt hatte. Eine kurze Unterbrechung des stürmischen Wetters hatte die Sonne hinter den Wolken hervorbrechen lassen, doch es war gewiss mehr Schnee auf dem Weg zu uns.

Zuerst ging ich ins Lazarett und hoffte, mich unter vier Augen bei Sieber entschuldigen zu können. Aber dort herrschte mehr Betrieb als gewöhnlich, denn anscheinend waren einige unserer Gardisten gestern Nacht in eine kleine Schlägerei verwickelt gewesen. Niemand hatte großen Schaden davongetragen, bis auf einen Burschen, dem in die Wange gebissen worden war. Das sah hässlich genug aus, jeden zusammenschrecken zu lassen. Erneut waren Lärm und Unordnung meine Freunde, als ich schnell feststellte, dass Sieber nicht mehr hier war. Ich ging und hoffte, dass er wieder auf den Beinen war, vermutete aber eher, dass er sich noch irgendwo erholte, wo größere Ruhe herrschte. Dann

blieb ich vor dem Lazarett stehen, um zu einem Schluss darüber zu gelangen, was ich als Nächstes tun sollte.

Ich wog den Geldbeutel in der Hand, den Chade mir dage-lassen hatte. Die Münzen, die ich hatte ausgeben wollen, um meiner kleinen Tochter eine Freude zu machen, lasteten schwer und waren nun noch um das ergänzt, was Chade mir hatte zukommen lassen. Ich hatte auf Weidenhag meine Geldbörse gut bestückt, weil ich geglaubt hatte, Biene am Markttag in Eichenbach auf jede nur erdenkliche Weise verwöhnen zu können. War das wirklich erst gestern gewesen? Trostlosigkeit brach über mich herein. Was ich als einen Tag voller Vergnügen und Genuss geplant hatte, war in Gewalt und Blutvergießen zu Ende gegangen. Um dem Narren das Leben zu retten, hatte ich Biene allein nach Hause geschickt, in die zweifelhafte Obhut von Schreiber Fitz-Vigilant und Hochdame Ungelitten. Die kleine Biene, die erst neun Jahre alt war und eher wie eine Sechsjährige aussah. Ich fragte mich, was für einen Tag sie wohl erlebte. Nessel hatte versprochen, ihr einen Vogel zu schicken, um sie wissen zu lassen, dass ich sicher in Bocksburg eingetroffen war, und ich wusste, dass ich mich diesbezüglich auf meine ältere Tochter verlassen konnte. Also würde ich nachher Briefe an Fitz-Vigilant und Rummel schreiben, aber ganz besonders und vor allem an Biene. Ein fähiger Bote auf einem guten Pferd konnte sie in drei Tagen nach Weidenhag bringen – oder in vieren, wenn noch mehr Schnee fiel. Für den Augenblick würde die Vogelbotschaft reichen müssen. Und da ich gerade Zeit hatte, würde ich nach Burgstadt hinuntergehen, nicht nur, um mir mit dem Geld, das ich von Chade erhalten hatte, neue Kleidung zu kaufen, sondern auch, um Geschenke für Biene zu besorgen. Winterfestgeschenke, so beschloss ich, um ihr zu zeigen, dass ich an sie gedacht hatte, obwohl ich nicht bei ihr sein konnte. Ich würde mich selbst verwöhnen,

indem ich sie verwöhnte, auch wenn die Geschenke mehrere Tage zu spät kamen.

Ich entschied mich, zu Fuß in die Stadt zu gehen, statt Pflichtgetreu oder Nessel durch die Gabe zu bitten, mir in den Ställen ein Pferd bereitstellen zu lassen. Pferde kamen mit den steilen kopfsteingepflasterten Straßen nicht gut zurecht, und Pflichtgetreu war zweifellos immer noch vollauf damit beschäftigt, seinen Handelsgesandtschaften ein guter Gastgeber zu sein. Nessel war wahrscheinlich noch sehr verärgert über mich, was ich voll und ganz verdient hatte. Es würde nicht schaden abzuwarten, bis ihr Zorn verraucht war.

Ich stellte fest, dass die Straße breiter war, als ich sie in Erinnerung hatte. Die Bäume beiderseits davon waren zurückgeschnitten worden, und es gab weitaus weniger Schlaglöcher und morastige Stellen als früher. Und die Stadt lag nun näher, da eine Fülle von Häusern und Läden nach und nach an der Straße zur Burg emporgewachsen war. Ein Gebiet, in dem einst ein Wald gelegen hatte, war nun eine Vorstadt. Hier gab es Krämerläden aller Arten, eine billige Kaschemme namens *Zur Bockswache* und dahinter etwas, das mir verdächtig nach einem Hurenhaus aussah. Die Tür der *Schlüpfriegen Forelle* war aus den Angeln gerissen, und ein finstere blickender Wirt war damit beschäftigt, sie zu reparieren. Dahinter war das alte Burgstadt für den nahenden Feiertag mit Girlanden, Tannenzweigen und leuchtend bunten Wimpeln geschmückt. Auf den Straßen wimmelte es nicht nur von Lieferanten, die zu Tavernen und Gasthäusern wollten, sondern auch von Reisenden und Kaufleuten, die während der Festtage immer gute Geschäfte machten.

Ich brauchte eine Weile, um alles zu finden, was ich benötigte. In einem Laden, der offensichtlich auf Gardisten und Seeleute als Kundschaft ausgelegt war, fand ich zwei billige Hemden, die beinahe passten, eine lange braune Wollweste,

einen schweren Umhang und eine Hose, die für eine Weile genügen würde. Ich musste lächeln, als mir klar wurde, dass ich mittlerweile an Kleidung weit besserer Qualität gewöhnt war. Nachdem ich kurz darüber nachgedacht hatte, ging ich in eine Schneiderwerkstatt, wo man rasch Maß nahm und mir versprach, binnen zweier Tage Kleider anzufertigen. Ich befürchtete, dass ich mindestens so lange in Bocksburg sein würde, erwähnte aber, dass ich eine Zulage zahlen würde, wenn meine Garderobe schneller fertig war. Mit Müh und Not schätzte ich die Körpergröße und den sehr geschrumpften Leibesumfang des Narren, und man sagte mir, dass ich, wenn ich am Nachmittag wiederkäme, Unterwäsche und zwei zweckmäßige Hausgewänder für ihn abholen könne. Ich wies darauf hin, dass er krank sei und weiche Stoffe zu schätzen wissen würde. Die Münzen, die ich in der Werkstatt ließ, erkaufte mir zügige Arbeit.

Nachdem die notwendigen Einkäufe erledigt waren, begab ich mich in die Straßen hinunter, auf denen Musik und fröhliches Durcheinander herrschten. Hier gab es noch das Winterfest meiner Jugend: Puppenspieler und Jongleure, Gesang und Tanz, Händler, die Süßigkeiten und herzhaftere Spezialitäten anboten, Krudhexen, die Tränke und Amulette verkauften, Mädchen mit Stechpalmenkränzen und all die lärmende Seligkeit, die ein Herz sich nur wünschen konnte. Ich vermisste Molly und sehnte mich brennend danach, Biene an meiner Seite zu haben, um das Erlebnis mit ihr zu teilen.

Ich kaufte Geschenke für sie: Bänder mit Glöckchen, Zuckerstangen, eine silberne Halskette mit drei Bernsteinvögeln, ein Paket gewürzter Nüsse, einen grünen Schal mit eingewobenen gelben Sternen, ein kleines Gürtelmesser mit gutem Horngriff und schließlich eine Leinwandtasche, um alles zu tragen. Mir kam der Gedanke, dass ein Bote ihr diese Tasche ebenso mühelos wie einen schlichten Brief brin-

gen konnte, und so füllte ich sie. Eine Kette aus gefleckten Muscheln von einem fernen Strand, eine Duftkugel für ihre Winterkleidertruhe mit den Wollgewändern und dergleichen mehr, bis sich die Tasche kaum noch schließen ließ. Einen Augenblick lang war es ein Tag mit blauem Himmel und frischem Wind, der nach dem Ozean schmeckte. Ein Juwel von einem Tag, und ich genoss es, mir Bienes Entzücken über all die Kleinigkeiten auszumalen, die sie in dieser Tasche entdecken würde. Während ich inmitten der Festfreude herumbummelte, dachte ich daran, welche Worte ich dem Begleitbrief anvertrauen würde, in klar und deutlich geschriebenen Buchstaben, damit sie meine Gedanken selbst lesen konnte und erfahren würde, wie sehr ich es bedauerte, sie zurückgelassen zu haben. Doch bald ließ der Wind eine neue dunkelgraue Schneewolkenbank heranjagen. Es wurde Zeit, auf die Burg zurückzukehren.

Ich machte auf dem Rückweg einen Abstecher in die Schneiderwerkstatt und wurde mit Kleidern für den Narren belohnt. Als ich ging, stahlen sich die immer tiefer hängenden Wolken heran, die vorhin am Horizont gedräut hatten. Schnee begann zu fallen, und der Wind bleckte die Zähne, während ich die steile Straße hinauf zurück zur Burg eilte. Am Tor wurde ich so mühelos eingelassen, wie ich hinausgelangt war: Die Handelsgesandtschaft und die Winterfestfreude hatten bewirkt, dass man den Wachen befohlen hatte, beim Einlass großzügig zu sein.

Aber das rief mir ins Gedächtnis, dass es noch ein Problem gab, das ich bald würde lösen müssen. Ich brauchte eine Identität. Nachdem ich mir den Bart abrasiert hatte, um meiner Tochter einen Gefallen zu tun, hatten nicht nur das Gesinde von Weidenhag, sondern auch Sieber über mein jugendliches Erscheinungsbild gestaunt. Nach all den Jahren, die ich fern von Bocksburg verbracht hatte, fürchtete ich

mich davor, mich als Tom Dachsenbless vorzustellen, und das nicht nur, weil die weiße Haarsträhne, die mich auf den Namen hatte verfallen lassen, längst verschwunden war. Die Leute, die sich noch auf Tom Dachsenbless besannen, würden mit einem Mann von sechzig Jahren rechnen, nicht mit einem, der aussah, als wäre er Mitte dreißig.

Statt den Kücheneingang zu nehmen, ging ich bis zu einem Seitenflur und trat durch eine Tür ein, die überwiegend Kurieren und höherrangigen Dienern vorbehalten war. Meine bis zum Bersten gefüllte Tasche verschaffte mir Einlass, und dem einen Unterverwalter, der mich nach meinem Begehrt fragte, antwortete ich, dass ich ein Paket für Gabenmeisterin Nessel hätte, und durfte passieren.

Die Wandbehänge und Möbel der Burg hatten sich über die Jahre verändert, aber die grundlegende Abfolge der Gemächer war noch so wie in meiner Kindheit. Ich stieg eine Dienertreppe hinauf, erreichte das Stockwerk, das dem niederen Adel vorbehalten war, und verbrachte eine kurze Zeitspanne damit, so zu tun, als würde ich darauf warten, dass jemand mich dort in eine Zimmerflucht einließ. Sobald der Flur menschenleer war, verschaffte ich mir erfolgreich Zutritt zum nächsten Geschoss und zu der Tür zu Hochdame Quendels alter Bleibe. Der Schlüssel drehte sich geschmeidig, und ich betrat das Zimmer. Der verborgene Zugang zu Chades alter Kammer führte durch einen Schrank voll muffiger alter Frauenkleider.

Ich kroch so unbeholfen durch den Schrank wie in der vergangenen Nacht und ertappte mich bei der Frage, ob Chades ganze Geheimniskrämerei wirklich nötig war. Ich wusste, dass der Narr um diese Gemächer gebeten hatte, weil er immer noch Verfolgung fürchtete, aber ich vertraute darauf, dass unser Weg durch die Steine jedem einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte, der ihm auf den Fersen gewe-

sen war. Dann erinnerte ich mich daran, wie das weiße Mädchen gestorben war, dessen Augen von Parasiten gefressen worden waren, und kam zu dem Schluss, dass Vorsicht stets der bessere Weg war. Den Narren gut versteckt zu halten konnte nicht schaden.

Einer von Chades heimlichen Handlangern hatte die Räume aufgesucht, während ich fort gewesen war. Ich musste ihn kennenlernen. Oder sie. Die schmutzigen Kleider des Narren waren entfernt worden, und man hatte die Wanne geleert und in die Ecke geschoben. Die Teller und Gläser von gestern Abend waren weggeräumt. Ein schwerer Steinguttopf mit Deckel stand tief im Kamin, aber der Duft nach geschmortem Rindfleisch war unter der Abdeckung hervorgedrungen und lag im ganzen Zimmer in der Luft. Ein Tuch war über den Tisch gebreitet, und ein Brotlaib lag in eine saubere gelbe Serviette gewickelt neben einem kleinen Teller mit blasser Winterbutter. Eine staubige Flasche Rotwein und zwei Becher nebst Tellern und Besteck waren ebenfalls vorhanden.

Vermutlich zeichnete Kettricken für die zwei zweckmäßigen Leinennachthemden verantwortlich, die über dem Stuhl hingen. Zwei weite Hosen in derselben Webart lagen daneben. Bettstrümpfe aus Lammwolle waren ordentlich zu Kugeln zusammengerollt. Ich lächelte, da ich es durchaus für möglich hielt, dass die einstige Königin ihren eigenen Schrank geplündert hatte, um diese weichen Gewänder zur Verfügung zu stellen. Ich hob sie auf und legte sie ans Fußende des Betts des Narren.

Die Kleider, die man auf dem zweiten Stuhl zurückgelassen hatte, verwirrten mich weitaus mehr. Ein himmelblaues Gewand mit geschlitzten Ärmeln und Dutzenden Knöpfen, mehr, als erforderlich waren, um irgendein Kleidungsstück zu schließen, ruhte auf der Rückenlehne. Auf der Sitzflä-

che lag eine beinahe vernünftige schwarze Wollhose, deren Beine in Gamaschen mit blau-weißen Streifen ausliefen. Die Hausschuhe daneben ähnelten einem Paar kleiner Boote, mit hochgezwirbelten Spitzen und dickem Absatz. Ich glaubte, dass sie dem Narren zu groß gewesen wären, selbst wenn es ihm gut genug gegangen wäre, um in Bocksburg herumzuspazieren.

Seine tiefe und stetige Atmung war mir schon bewusst, seit ich das Zimmer betreten hatte. Es war gut, dass er noch immer schlief, und ich unterdrückte den jungenhaften Drang, ihn zu wecken und zu fragen, wie er sich fühlte. Stattdessen suchte ich mir Papier und ließ mich an Chades altem Arbeitstisch nieder, um meine Nachricht an Biene zu verfassen. Ich quoll über vor Worten, brachte einen Gruß zustande und starrte das Papier dann eine Weile an. Es gab so viel, was ich sagen musste, von Versicherungen, dass ich rasch zurückkehren würde, bis hin zu Ratschlägen für ihren Umgang mit Fitz-Vigilant und Ungelitten. Konnte ich sicher sein, dass ihre Augen die einzigen sein würden, die lasen, was ich schrieb? Ich hoffte es, und doch gewann meine alte Ausbildung wieder die Oberhand, sodass ich beschloss, dem Papier keine Worte anzuvertrauen, die Unmut gegen Biene hervorrufen konnten. Also schrieb ich nur, dass ich hoffte, dass sie ihre Freude an diesen Kleinigkeiten haben würde. Wie ich seit langem versprochen hatte, war darunter ein Messer für ihren Gürtel, und ich vertraute darauf, dass sie es klug einsetzen würde. Ich erinnerte sie daran, dass ich nach Hause zurückkehren würde, sobald ich konnte, und dass ich hoffte, dass sie ihre Zeit gut nutzen würde, solange ich fort war. Ich befahl ihr nicht, fleißig bei ihrem neuen Hauslehrer zu lernen. In Wahrheit hoffte ich sogar, dass der Unterricht aufgrund meiner Abwesenheit und der Winterfesttage eine Weile ausgesetzt werden würde. Aber auch den Gedanken hielt ich nicht

schriftlich fest. Stattdessen ließ ich meine Nachricht mit der Hoffnung enden, dass sie das Winterfest genossen habe, und fügte hinzu, dass ich sie schrecklich vermisste. Dann saß ich eine Weile da und redete mir ein, dass zumindest Rummel dafür sorgen würde, dass am Festtag irgendeine Feier stattfand. An jenem schicksalhaften Tag in Eichenbach hatte ich vorgehabt, ein paar Spielleute anzuheuern. Köchin Muskat hatte eine Speisenfolge vorgeschlagen, die Rummel noch verfeinert hatte. Sie lag irgendwo auf meinem Schreibtisch zu Hause.

Ich musste meiner Tochter besser gerecht werden. Ich musste es, und ich würde es. Aber ich konnte wenig unternehmen, bevor ich nach Hause zurückkehrte. Die Geschenke würden reichen müssen, bis ich für Biene da sein konnte.

Ich rollte meinen Brief zusammen und verschnürte ihn mit einem Stück von Chades Bindfaden. Ich fand sein Siegelwachs, schmolz ein bisschen davon auf den Knoten und drückte meinen Siegelring in den Klumpen. Nicht den angreifenden Hirschbock, der für Fitz-Chivalric Weitseher stand, sondern nur den Dachstatzenabdruck, der dem Gutsherrn Tom Dachsenbless gehörte. Ich stand auf und reckte und streckte mich. Ich würde einen Boten finden müssen.

Meine Alte Macht prickelte. Ich blähte die Nasenlöcher und versuchte, einen Geruch zu erschnuppern. Ohne mich zu rühren, ließ ich den Blick durch den Raum schweifen. Da. Hinter einem schweren Wandteppich, der Hunde bei der Hatz auf einen Hirsch zeigte und einen der geheimen Eingänge ins Zimmer verbarg, atmete jemand. Ich sammelte mich in meinem Körper. Meine eigene Atmung war lautlos. Ich griff nicht nach einer Waffe, verlagerte mein Gewicht aber auf die Füße, sodass ich binnen eines Augenblicks aufstehen, loslaufen, springen oder zu Boden hechten konnte. Ich wartete.

»Greift mich bitte nicht an, Herr.« Eine Knabenstimme.

Die langgezogenen Vokale deuteten auf einen Jungen vom Lande hin.

»Komm herein.« Ich versprach ihm nichts.

Er zögerte. Dann schob er ganz allmählich den Teppich beiseite und trat ins matte Licht der Kammer. Er zeigte mir seine Hände. Die rechte war leer, die linke hielt eine Schriftrolle. »Eine Botschaft für Euch, Herr. Das ist alles.«

Ich musterte ihn gründlich und versuchte, ihn einzuschätzen. Jung, vielleicht zwölf. Sein Körper war noch nicht um die Ecke zum Mannesalter gebogen. Knochig, mit schmalen Schultern. Er würde nie ein Hüne sein. Er trug das Bocksburgblau eines Pagen. Seine Haare waren braun und kraus wie das Fell eines Wasserhundes, seine Augen ebenfalls braun. Und er war misstrauisch. Er hatte sich zwar gezeigt, das Zimmer aber nur ein kleines Stück weit betreten. Dass er die Gefahr gespürt und mir seine Anwesenheit mitgeteilt hatte, ließ ihn in meiner Achtung steigen.

»Eine Botschaft? Von wem?«, fragte ich.

Er befeuchtete sich mit der Zungenspitze die Lippen. »Von einem Mann, der sie hierher zu Euch zu senden wusste. Einem Mann, der mich den Weg hierher gelehrt hat.«

»Woher weißt du, dass ich derjenige bin, für den sie bestimmt ist?«

»Er sagte, Ihr würdet hier sein.«

»Aber hier könnte jeder sein.«

Er schüttelte den Kopf, widersprach mir aber nicht. »Vor langer Zeit gebrochene Nase. Altes Blut auf Eurem Hemd.«

»Dann bring sie mir.«

Er kam wie ein Fuchs angeschlichen, der daran denkt, ein totes Kaninchen aus einer Schlinge zu stibitzen. Er setzte die Füße sacht auf und ließ mich nicht aus den Augen. Als er die Tischkante erreichte, legte er die Schriftrolle ab und trat zurück.

»Ist das alles?«, fragte ich ihn.

Er schaute sich im Zimmer um, sah das Feuerholz und das Essen an. »Und was auch immer ich Euch sonst noch holen soll, Herr.«

»Und dein Name ist ...?«

Wieder zögerte er. »Asche, Herr.« Er wartete und musterte mich.

»Ich benötige sonst nichts, Asche. Du darfst gehen.«

»Wie Ihr befiehlt, Herr«, erwiderte er. Er trat zurück, drehte sich aber nicht um und wandte auch den Blick nicht von mir ab. Einen langsamen Schritt nach dem anderen zog er sich zurück, bis seine Finger den Teppich berührten. Dann verschwand er im Handumdrehen dahinter. Ich wartete, hörte aber nicht das Schlurfen seiner Schritte auf der Treppe.

Nach einem Augenblick erhob ich mich lautlos und huschte zum Teppich. Aber als ich ihn beiseiteriss, sah ich nur leere Luft vor mir. Er war verschwunden, als wäre er nie da gewesen. Ich gestattete mir ein Nicken. Im dritten Anlauf schien Chade endlich einen würdigen Lehrling gefunden zu haben. Ich fragte mich, ob er die Ausbildung selbst übernahm oder ob nicht vielmehr Hochdame Rosmarin den Jungen unterrichtete und wo sie ihn gefunden hatten ... Und dann verdrängte ich das alles mit Nachdruck. Es ging mich nichts an. Wenn ich klug war, würde ich kaum Fragen stellen und mich so wenig wie möglich in den derzeitigen Stand der Morde und Intrigen in Bocksburg hineinziehen lassen. Mein Leben war ohnehin schon kompliziert genug.

Ich war hungrig, aber ich beschloss, noch ein wenig zu warten, um zu sehen, ob der Narr erwachen und mit mir essen würde. Ich kehrte an den Arbeitstisch zurück und zog Chades Schriftrolle zu mir heran. Schon bei den ersten beiden Zeilen spürte ich, wie das Netz der Ränke von Bocksburg sich um mich herum zuzog: »Da du hier bist und kaum

etwas anderes zu tun hast, als darauf zu warten, dass dein Gesundheitszustand sich bessert, bist du vielleicht willens, dich nützlich zu machen? Kleidung steht zur Verfügung, und man hat bei Hofe die Erwartung auf einen Besucher geweckt, Hochherrn Feldspat von Turmeshöh, einem kleinen, aber traditionsreichen Gut im nordwestlichsten Winkel von Bock. Hochherr Feldspat ist so steinhart wie sein Name und dem Trunk ergeben, und es geht das Gerücht, dass man vor kurzem begonnen hat, in einem Kupferbergwerk auf seinem Grund und Boden Erz von vorzüglicher Güte zu fördern. Deshalb ist er nach Bocksburg gekommen, um sich an den derzeitigen Handelsabsprachen zu beteiligen.«

Da war noch mehr. Ich wurde kein einziges Mal beim Namen genannt, die Handschrift war nicht als Chades erkennbar, das Spiel hingegen sehr wohl. Ich beendete meine Lektüre der Schriftrolle und ging daran, das exotische Kostüm in Augenschein zu nehmen, das man für mich bereitgelegt hatte. Ich seufzte. Mir blieb noch etwas Zeit, bevor man von mir erwarten würde, zum Abendessen und zu den Gesprächen im Großen Saal hinzuzustoßen. Ich kannte meine Rolle: wenig reden, sehr viel lauschen und Chade alle Einzelheiten darüber berichten, wer mich aufsuchte, um mir ein Angebot zu machen – und wie hoch dieses Angebot war. Was der tiefere Sinn dahinter war, konnte ich mir nicht einmal in Ansätzen vorstellen. Ich wusste, dass Chade eine Entscheidung darüber gefällt hatte, was ich wissen musste, und mir genau das, aber nicht mehr mitgeteilt hatte. Wie eh und je webte er sein Spinnennetz.

Und dennoch spürte ich trotz meines Ärgers, wie sich ein Hauch der alten Begeisterung regte. Es war Winterfestabend. Die Burgküche würde sich selbst übertroffen haben, es würde Musik und Tanz geben, Gäste von überall aus den

Sechs Provinzen würden anwesend sein. Mit meiner neuen Identität und diesem Gewand, das ebenso Aufmerksamkeit auf mich lenken wie mich als Fremden auszeichnen würde, konnte ich noch einmal für Chade spionieren, wie ich es als Jüngling getan hatte.

Ich hielt mir das Kleid an. Nein, kein Kleid, eine überladene und geckenhafte lange Jacke, die zu den unpraktischen Schuhen passte. Die Knöpfe bestanden aus gefärbtem Knochen, waren zu kleinen blauen Blumensträußchen geschnitzt und zierten nicht nur die Vorderseite, sondern auch die Manschetten. Viele Knöpfe. Knöpfe, die nicht zum Knöpfen dienten, sondern reiner Schmuck waren. Der Stoff war weich und von einer Machart, die ich noch nie zuvor gesehen hatte, und als ich das Kleidungsstück an den Schultern an hob, erwies es sich als weitaus schwerer, als ich erwartet hatte. Ich runzelte die Stirn, erkannte dann aber rasch, dass die geheimen Taschen schon für mich gefüllt worden waren.

Ich fand einen sehr schönen Satz kleiner Dietriche und ein winziges Sägeblatt mit feinen Zähnen. In einer anderen Tasche steckte eine äußerst scharfe Klinge von der Sorte, wie Beutelschneider sie bevorzugten. Ich bezweifelte, dass ich noch fingerfertig genug war, dieses Handwerk auszuüben. Die wenigen Male, die ich es für Chade getan hatte, war es nicht um die Münzen gegangen, sondern darum festzustellen, welche Liebesbriefe in Edels Geldbeutel steckten oder welcher Lakai über weit mehr Lohn zu verfügen schien, als ein ehrbarer Dienstbote je bei sich getragen hätte. Vor Jahren. Vor so vielen Jahren.

Ich hörte ein leises Stöhnen aus dem Bett des Narren, hängte mir die Jacke über den Arm und eilte an seine Seite. »Narr. Bist du wach?«

Er hatte die Stirn in Falten gelegt und die Augen geschlossen, aber als er meine Stimme hörte, verzog er den Mund zu

etwas, das beinahe ein Lächeln war. »Fitz. Es ist ein Traum, nicht wahr?«

»Nein, mein Freund. Du bist hier, in Bocksburg. Und in Sicherheit.«

»Oh, Fitz. Ich bin niemals in Sicherheit.« Er hustete ein bisschen. »Ich dachte, ich wäre tot. Ich kam zu Bewusstsein, aber da war kein Schmerz, und ich fror nicht. Also dachte ich, ich wäre tot. Endlich. Dann bewegte ich mich, und all die Schmerzen erwachten.«

»Das tut mir leid, Narr.« Ich trug die Schuld an seinen neuesten Verletzungen. Ich hatte ihn nicht erkannt, als ich gesehen hatte, wie er Biene umklammerte, und so war ich hinzugeeilt, um mein Kind vor einem kranken und womöglich wahnsinnigen Bettler zu retten, nur um festzustellen, dass der Mann, auf den ich ein halbes Dutzend Mal eingestochen hatte, mein ältester Freund auf Erden war. Die rasche Gabenheilung, die ich ihm zugemutet hatte, hatte die Messerwunden geschlossen und verhindert, dass er verblutete. Aber sie hatte ihn zugleich geschwächt, und im Zuge dieser Heilung war ich mir der Vielzahl alter Verletzungen und Entzündungen bewusst geworden, die noch immer in ihm wüteten. Sie würden ihn allmählich töten, wenn ich ihm nicht helfen konnte, genug Kraft für eine gründlichere Heilung zu sammeln. »Hast du Hunger? Im Kamin steht zart gekochtes Rindfleisch. Es ist auch Rotwein da. Und Brot. Und Butter.«

Er schwieg eine Weile. Seine blinden Augen wirkten im schwachen Licht des Zimmers mattgrau. Sie bewegten sich in seinem Gesicht, als würde er trotz allem versuchen, aus ihnen zu sehen. »Wirklich?«, fragte er mit zitternder Stimme. »All das Essen ist wahrhaftig da? Oh, Fitz. Ich wage es kaum, mich zu rühren, damit ich nicht aufwache und feststelle, dass die Wärme und die Decken nur ein Traum sind.«

»Soll ich dir dein Essen dann lieber herbringen?«

»Nein, nein, tu das nicht. Ich kleckere so entsetzlich. Es liegt nicht nur daran, dass ich nichts sehen kann, sondern auch an meinen Händen. Sie zittern. Und zucken.«

Er bewegte die Finger, und mir wurde übel. An einer Hand waren alle weichen Fingerspitzen abgeschnitten worden und hatten nur dickes Narbengewebe zurückgelassen. Auf beiden Seiten wirkten die Knöchel seiner abgemagerten Finger übergroß. Einst hatte er höchst elegante Hände gehabt, mit denen er geschickt jongliert, dem Puppenspiel gefrönt oder Holz zurechtgeschnitzt hatte. Ich wandte den Blick von ihnen ab. »Dann komm. Bringen wir dich zurück auf den Stuhl am Feuer.«

»Dann lass mich vorangehen und warne mich nur, wenn ein Verhängnis droht. Ich würde den Raum gern auswendig lernen. Ich bin darin recht geschickt geworden, seit man mich geblendet hat.«

Mir fiel nichts ein, was ich dazu hätte sagen können. Er stützte sich schwer auf meinen Arm, aber ich ließ zu, dass er sich selbst den Weg ertastete. »Mehr nach links«, warnte ich ihn einmal. Er hinkte, als ob ihm jeder Schritt auf seinen geschwollenen Füßen wehtat. Ich fragte mich, wie es ihm gelungen war, allein und geblendet so weit zu kommen und Straßen zu folgen, die er nicht hatte sehen können. *Später*, ermahnte ich mich selbst. Für die Geschichte war später noch Zeit.

Er berührte mit der ausgestreckten Hand die Rückenlehne des Stuhls und tastete sich dann bis zur Armlehne hinab. Es dauerte eine Weile, bis es ihm gelang, sich auf den Stuhl zu manövrieren und sich darauf niederzulassen. Das Seufzen, das er ausstieß, war keines der Zufriedenheit, sondern zeugte von der Bewältigung einer schwierigen Aufgabe. Seine Finger tanzten leicht auf der Tischplatte. Dann legte er sie in den Schoß und hielt sie still. »Der Schmerz ist schlimm, aber ich

denke, dass ich trotz allem die Rückreise bewältigen kann. Ich werde eine Weile hierbleiben und mich etwas erholen. Dann kehren wir zusammen zurück, um dieses Ungeziefernest auszuräuchern. Aber ich werde mein Augenlicht benötigen, Fitz. Ich muss dir eine Hilfe sein, kein Klotz am Bein, wenn wir uns zurück nach Clerres begeben. Zusammen werden wir ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, die sie verdient haben.«

Gerechtigkeit. Das Wort sickerte in mich ein. Chade hatte unsere Assassinenaufgaben immer »das stille Werk« oder »die Gerechtigkeit des Königs« genannt. Wenn ich mich auf diese Queste einließ, was würde es dann sein? Die Gerechtigkeit des Narren?

»Das Essen kommt gleich, nur einen Augenblick«, sagte ich und ging vorerst nicht auf seine Besorgnis ein.

Ich vertraute nicht darauf, dass er klug genug sein würde, Zurückhaltung zu üben und nur wenig zu sich zu nehmen. Ich tat ihm die Speisen auf, eine kleine Portion in Stücke zerteiltes Fleisch und mit Butter bestrichenes, in Streifen geschnittenes Brot. Ich goss ihm Wein ein. Ich nahm seine Hand und wollte sie zum Teller führen, aber ich hatte ihn nicht vorgewarnt, und er zuckte zurück, als hätte ich ihn mit einem heißen Schürhaken verbrannt, und warf beinahe sein Geschirr um. »Entschuldige«, riefen wir wie aus einem Munde. Ich grinste darüber, er dagegen nicht.

»Ich habe versucht, dir zu zeigen, wo dein Essen steht«, erklärte ich sanft.

Er hatte den Kopf geneigt, als würde er beschämt zu Boden sehen. »Ich weiß«, sagte er leise. Dann krochen seine verkrüppelten Hände wie verängstigte Mäuse zur Tischkante und wagten sich behutsam vor, bis er den Rand seines Tellers ertastete. Er führte die Hände sacht über den Teller, berührte, was darauf lag, hob ein Stück Fleisch hoch und schob es sich

in den Mund. Ich setzte dazu an, ihm zu sagen, dass eine Gabel neben seinem Teller lag, und hielt mich dann davon ab. Er wusste es. Ich würde einen gefolterten Mann nicht verbessern, als wäre er ein vergessliches Kind. Mit beiden Händen fischte er nach der Serviette und fand sie.

Eine Weile aßen wir schweigend. Als er seinen Teller leergegessen hatte, erkundigte er sich leise, ob ich ihm noch etwas Fleisch und Brot abschneiden würde. Während ich es tat, fragte er unvermittelt: »Also ... Wie war dein Leben, während ich fort war?«

Für einen Moment erstarrte ich. Dann häufte ich das geschnittene Fleisch auf seinen Teller. »Es war ein Leben«, sagte ich und staunte selbst darüber, wie fest meine Stimme klang. Ich suchte nach Worten; wie soll man vierundzwanzig Jahre zusammenfassen? Wie berichtet man von einem Werben, einer Hochzeit, einem Kind und davon, wie man Witwer geworden ist? Ich begann. »Nachdem ich mich das letzte Mal von dir getrennt hatte, habe ich mich auf der Heimreise im Gabenpfeiler verlaufen. Ein Weg, der mich bei meinen vorherigen Ausflügen nur wenige Augenblicke gekostet hatte, dauerte Monate. Als der Pfeiler mich endlich ausspuckte, war ich fast von Sinnen. Und als ich ein paar Tage später wieder zu mir kam, erfuhr ich, dass du da gewesen und schon wieder fort warst. Chade gab mir dein Geschenk, die Schnitzerei. Ich lernte Nessel endlich kennen. Das ging zunächst nicht gut. Ich, nun ja ... machte Molly den Hof. Wir haben geheiratet.« Meine Worte fuhren sich fest. Selbst in solch dürren Umrissen erzählt, brach mir die Geschichte von neuem das Herz, weil ich so viel gehabt und doch wieder verloren hatte. Ich wollte sagen, dass wir glücklich gewesen waren, aber ich konnte es nicht ertragen, es in der Vergangenheitsform auszusprechen.

»Mein Beileid«, sagte er förmlich. Er meinte es ernst. Einige Augenblicke lange war ich wie vom Donner gerührt.

»Woher weißt du ...?«

»Woher ich es weiß?« Er stieß einen kleinen ungläubigen Laut aus. »Oh, Fitz. Was glaubst du, warum ich gegangen bin? Um dir die Freiheit zu lassen, ein Leben zu finden, das dem so nahe wie möglich kam, das für dich, wie ich stets vorausgesehen hatte, auf meinen Tod gefolgt wäre. In so vielen Zukünften nach meinem Tod sah ich dich Molly unermüdlich umwerben, sie zurückzugewinnen und endlich einen Teil des Glücks und des Friedens erlangen, die dir in meiner Nähe nie vergönnt gewesen waren. Ich sah voraus, dass sie sterben würde und dass du allein zurückbleiben würdest. Aber das macht das, was du hattest, nicht ungeschehen, und das war das Beste, was ich mir für dich wünschen konnte. Jahre mit deiner Molly. Sie hat dich sehr geliebt.«

Er aß weiter. Ich saß sehr still. Meine Kehle war so fest zugeschnürt, dass der Schmerz mich fast ersticken ließ. Es fiel mir sogar schwer, an dem Kloß im Hals vorbei zu atmen. Obgleich der Narr blind war, spürte er meine Verzweiflung wohl. Eine ganze Weile aß er sehr langsam, als wollte er sowohl das Essen als auch das Schweigen, das ich brauchte, in die Länge ziehen. Langsam tupfte er mit seinem letzten Brotstück den Rest Bratensaft von seinem Teller auf, aß es, wischte sich die Finger an der Serviette ab und ließ dann die Hand zu seinem Weinbecher hinüberwandern. Er hob ihn hoch und nippte daran. Sein Gesicht wirkte beinahe glücklich. Er stellte den Becher ab und sagte leise: »Meine Erinnerungen an gestern sind sehr verwirrend für mich.«

Ich brach mein Schweigen nicht.

»Ich war wohl einen Großteil der Vornacht hindurch gewandert. Ich erinnere mich an den Schnee und an das Wissen, dass ich nicht haltmachen durfte, bevor ich nicht irgendeinen Unterschlupf gefunden hatte. Ich hatte einen guten Stab, und der hilft ganz unbeschreiblich, wenn man

keine Augen hat. Und schmerzende Füße. Es fällt mir heute schwer, ohne Stock zu gehen. Aber ich schaffte es. Ich wusste, dass ich auf der Straße nach Eichenbach war. Jetzt erinnere ich mich. Ein Karren fuhr an mir vorbei, und der Kutscher fluchte und schrie mir zu, aus dem Weg zu gehen. Also tat ich es. Aber ich fand seine Karrenspuren im Schnee und wusste, dass sie mich zu einem Zufluchtsort führen würden, wenn ich ihnen folgte. So ging ich. Meine Füße wurden taub, und das bedeutete weniger Schmerz, aber ich stürzte häufiger. Ich glaube, es war sehr spät, als ich Eichenbach erreichte. Ein Hund bellte mich an, und jemand schrie ihn an. Die Karrenspuren führten zu einem Stall. Ich konnte nicht hineingelangen, doch davor war ein Haufen aus Stroh und Dung.« Er schürzte einen Moment lang die Lippen und fügte dann trocken hinzu: »Ich habe gelernt, dass schmutziges Stroh und Mist oft warm sind.«

Ich nickte, besann mich aber dann darauf, dass er mich nicht sehen konnte. »Das sind sie«, räumte ich ein.

»Ich schlief ein wenig und erwachte, als die Stadt sich um mich herum zu regen begann. Ich hörte ein Mädchen singen und erkannte eines der alten Winterfestlieder aus der Zeit, als ich in Bocksburg gelebt hatte. Und so wusste ich, dass es wohl ein guter Tag zum Betteln sein würde. Feiertage locken bei manchen Menschen die Güte hervor. Also beschloss ich zu betteln, um zu versuchen, etwas in den Magen zu bekommen, und dann, wenn ich jemanden traf, der freundlich wirkte, darum zu bitten, dass er mich zum Weg nach Weidenhag führen möge.«

»Also warst du auf der Suche nach mir.«

Er nickte langsam. Seine Hand tastete sich zu seinem Weinbecher zurück. Er fand ihn, nippte daran und stellte ihn wieder ab. »Natürlich war ich auf der Suche nach dir. Also bettelte ich, aber die Ladenbesitzerin zeterte ständig, dass

ich mich fortschere sollte. Ich wusste, dass ich es hätte tun sollen. Doch ich war so müde, und die Stelle, an der ich mich niedergelassen hatte, war windgeschützt. Ein kalter Tag, der erträglich ist, wenn die Luft ruht, wird zur ständigen Folter, wenn Wind aufkommt.« Er brach ab und zog die Schultern hoch, als könnte allein die Erinnerung an den Wind ihn jetzt noch erfrieren lassen. »Dann ... hmmm. Ein Junge kam vorbei. Er gab mir einen Apfel. Dann verfluchte die Ladenbesitzerin mich und rief nach ihrem Mann, dass er kommen und mich verscheuchen solle. Und der Junge half mir, von der Tür fortzukommen. Und ...« Die Worte des Narren verklangen. Er bewegte den Kopf, ließ ihn von einer Seite zur anderen wackeln. Ich glaube nicht, dass er sich dessen bewusst war. Er erinnerte mich an einen Hund, der nach einem verlorenen Geruch schnuppert. Dann brach ein flehentlicher Wortschwall aus ihm hervor: »Es war so lebensecht, Fitz! Er war der Sohn, den ich suchte. Der Junge berührte mich, und ich konnte mit seiner Hellsicht sehen. Ich konnte die Kraft spüren, die er eines Tages vielleicht entwickeln würde, sofern er ausgebildet und nicht von den Dienern verkorkst würde. Ich hatte ihn gefunden und konnte meine Freude nicht bezähmen.« Gelbliche Tränen quollen ihm langsam aus den Augen und begannen, ihre Bahn über sein narbenübersätes Gesicht zu ziehen. Ich erinnerte mich nur allzu gut, welche Bitte er mir von seinen Boten hatte ausrichten lassen: dass ich nach dem »unerwarteten Sohn« suchen sollte. Nach seinem Sohn? Einem Kind, das er trotz allem, was ich über ihn wusste, gezeugt hatte? In der Zeit, seit seine Botin mich erreicht hatte und dann gestorben war, hatte ich über ein Dutzend verschiedener Möglichkeiten nachgegrübelt, wer wohl die Mutter eines solchen Sohnes sein mochte.

»Ich habe ihn gefunden«, fuhr der Narr fort, »und ich habe ihn verloren. Als du mich niedergestochen hast.«

Scham und Schuldgefühle brandeten in einer Welle über mich hinweg. »Narr. Es tut mir so leid. Wenn ich dich erkannt hätte, hätte ich dich nie so verletzt.«

Er schüttelte den Kopf. Eine klauengleiche Hand ertastete seine Serviette, und er wischte sich das Gesicht damit ab. Seine Worte klangen heiser wie ein Krähenkrächzen: »Was ist geschehen, Fitz? Was hat dich ... dazu getrieben, mich zu töten?«

»Ich habe dich fälschlicherweise für einen gefährlichen Menschen gehalten. Jemanden, der einem Kind etwas antun würde. Ich kam aus dem Gasthaus und war auf der Suche nach meinem kleinen Mädchen ...«

»Nach deinem kleinen Mädchen?« Sein ungläubiger Ausruf unterbrach meine Erklärung.

»Ja. Nach meiner Biene.« Trotz allem lächelte ich. »Molly und ich haben ein gemeinsames Kind, Narr, ein winziges Mädchen.«

»Nein.« Er stritt es kategorisch ab. »Nein. In keiner Zukunft, die ich je gesehen habe, hattest du ein weiteres Kind, Fitz.« Er hatte die Stirn in Falten gelegt. All die Narben in seinem Gesicht machten es nicht leicht, seine Gefühle davon abzulesen, aber er wirkte fast erzürnt. »Ich weiß genau, dass ich das gesehen hätte. Ich bin der wahre Weiße Prophet. Ich hätte es gesehen.« Er schlug mit der Hand auf den Tisch, zuckte vor Schmerz zusammen und barg sie an seiner Brust. »Ich hätte es gesehen«, beharrte er leiser.

»Aber wir haben ein Kind bekommen«, sagte ich sanft. »Ich weiß, dass es kaum zu glauben ist. Wir dachten, wir könnten keines mehr haben. Molly sagte mir, ihre gebärfähigen Jahre wären vorüber. Aber dann bekam sie Biene. Unser kleines Mädchen.«

»Nein.« Er wiederholte das Wort stur. Dann presste er die Lippen fest zusammen, und mit einem Mal zitterte sein

Kinn wie einem Kind. »Das kann nicht sein. Fitz, es kann einfach nicht sein. Wie kann das wahr sein? Wenn ich solch ein gewaltiges Ereignis in deinem Leben nicht gesehen habe, was ist mir dann sonst noch entgangen? Wie sehr habe ich in anderen Belangen geirrt? Habe ich mich gar in mir selbst getäuscht?« Er verstummte für eine Weile. Seine blinden Augen bewegten sich hin und her, versuchten, mich zu finden. »Fitz. Sei nicht böse, dass ich die Frage stelle, denn ich muss es tun.« Er zögerte und erkundigte sich dann flüsternd: »Bist du sicher? Kannst du völlig überzeugt sein? Hast du Gewissheit, dass das Kind deines ist, und nicht nur Mollys?«

»Sie ist meine Tochter«, sagte ich ausdruckslos. Ich war erstaunt, wie tief mich seine Worte kränkten. »Eindeutig meine«, fügte ich trotzig hinzu. »Sie sieht aus wie jemand aus dem Bergreich, ganz wie meine Mutter.«

»Die Mutter, an die du dich kaum erinnerst.«

»Ich erinnere mich gut genug an sie, um zu sagen, dass mein Kind ihr ähnelt. Und ich erinnere mich gut genug an Molly, um zu wissen, dass Biene meine Tochter ist. Ohne jede Frage. Narr, das ist deiner nicht würdig.«

Er senkte den blinden Blick und neigte den Kopf. »Das sind mittlerweile nur noch wenige Dinge«, erklärte er. So ruckartig, dass der Tisch erzitterte, stand er auf. »Ich gehe zurück ins Bett. Ich fühle mich nicht gut.« Er schlurfte vor mir davon und tastete mit einer knotigen Hand in der Luft vor sich herum, während er die andere schützend unters Kinn gezogen hielt.

»Ich weiß, dass es dir nicht gut geht«, erwiderte ich und bereute plötzlich, ihn so unwirsch getadelt zu haben. »Du bist nicht du selbst, Narr. Aber du wirst es wieder sein. Ganz bestimmt.«

»Glaubst du?«, fragte er. Er wandte sich mir nicht zu, sondern sprach mit der leeren Luft. »Ich bin mir dessen selbst

nicht gewiss. Ich habe über ein Jahrzehnt mit Leuten verbracht, die darauf beharrt haben, ich wäre nie der gewesen, für den ich mich gehalten hatte. Nie der Weiße Prophet, nur ein Junge mit lebhaften Träumen. Und angesichts dessen, was du mir gerade erzählt hast, stellt sich mir die Frage, ob sie damit nicht recht hatten.«

Ich verabscheute es, ihn so niedergeschlagen zu sehen. »Narr, erinnere dich an das, was du mir vor langer Zeit gesagt hast. Wir schreiten nun in eine Zeit voran, die du nie vorhergesehen hast. In eine, in der wir beide am Leben sind.«

Er gab mir keine Antwort. Als er das Bett erreichte, tastete er sich an der Kante entlang, drehte sich um und setzte sich darauf. Dann brach er eher zusammen, als dass er sich hingelegt hätte, zog sich die Decke über den Kopf und lag vollkommen still.

»Ich sage dir die Wahrheit, alter Freund. Ich habe eine Tochter, ein kleines Mädchen, das von mir abhängig ist. Und ich kann sie nicht im Stich lassen. Ich muss derjenige sein, der sie großzieht, unterrichtet und beschützt. Es ist eine Pflicht, der ich mich nicht entziehen kann – und eine, der ich auch gar nicht ledig sein will.« Ich räumte beim Reden auf, wischte das Essen weg, das er verschüttet hatte, und verkorkte den restlichen Wein. Am Ende schloss ich: »Was du gestern Nacht von mir verlangt hast ... ich würde es für dich tun. Das weißt du. Wenn ich könnte, würde ich es tun. Aber jetzt bitte ich dich, wie du mich gestern gebeten hast: Versteh um meinetwillen, dass ich nein sagen muss. Vorerst.«

Die Stille entrollte sich wie ein fallen gelassenes Garnknäuel. Ich hatte die Worte gesprochen, die ich sagen musste, und ihr Sinn würde sich ihm erschließen. Er war weder ein selbstsüchtiger noch ein grausamer Mann. Er würde die Wahrheit dessen erkennen, was ich ihm mitgeteilt hatte. Ich konnte mit ihm nirgendwohin reisen, ganz gleich, wie unbe-

dingt jemand getötet werden musste. Ich hatte ein Kind, das ich großziehen und beschützen musste. Biene musste an erster Stelle stehen. Ich trat ans Bett und strich auf meiner Seite die Decken glatt. Vielleicht war er eingeschlafen. So sprach ich leise.

»Ich kann heute Abend nicht hier sein«, erläuterte ich ihm. »Chade hat eine Aufgabe für mich. Es wird vielleicht sehr spät, bevor ich zurück bin. Kommst du hier allein zurecht?«

Immer noch keine Antwort. Ich fragte mich, ob er wirklich so schnell eingeschlafen war oder ob er schmollte. *Lass die Sache auf sich beruhen, Fitz*, riet ich mir selbst. Er war ein kranker Mann. Ruhe würde ihm mehr helfen als irgendetwas sonst.

Kapitel 2

HOCHHERR FELDSPAT

Was ist ein Geheimnis? Es ist weit mehr als Wissen, das man mit nur wenigen oder vielleicht sogar nur mit einem anderen teilt. Es ist Macht. Es ist ein Band. Es kann ein Zeichen tiefen Vertrauens sein oder die düsterste nur mögliche Bedrohung.

Es liegt Macht darin, ein Geheimnis zu bewahren, und Macht darin, es zu enthüllen. Manchmal erfordert es einen sehr weisen Menschen, um zu ergründen, welcher Weg zu größerer Macht führt.

Alle Menschen, die Macht begehren, sollten Geheimnis-sammler werden. Es gibt kein Geheimnis, das zu klein wäre, um wertvoll zu sein. Jeder misst seinen eigenen Geheimnissen viel höheren Wert bei als denen anderer. Eine Küchenmagd ist womöglich eher willens, einen Fürsten zu verraten, als zuzulassen, dass sich der Name ihres heimlichen Liebhabers herumspricht.

Sei sehr zurückhaltend damit, deine gehorteten Geheimnisse weiterzuerzählen. Manche verlieren jegliche Macht, wenn sie erst ausgeplaudert sind. Sei sogar noch vorsichtiger damit, deine eigenen Geheimnisse weiterzugeben, wenn du dich nicht als Marionette wiederfinden willst, deren Fäden ein anderer zieht, um sie zum Tanzen zu bringen.

TRAUTE STÜMMEL – DAS ANDERE WERKZEUG
DES ASSASSINEN

Ich hatte nicht viel gegessen, aber der Appetit war mir vergangen. Ich räumte unseren Tisch auf. Der Narr schlief entweder oder täuschte es perfekt vor. Ich fand mich mit seinem Schweigen ab. Mit einer gewissen Beklommenheit kleidete ich mich in die Gewänder, die Chade dem Hochherrn Feldspat zur Verfügung gestellt hatte. Sie passten mir recht gut, saßen um Brust und Bauch aber lockerer, als ich erwartet hatte. Ich war überrascht, wie bequem alles war. Ich verlagerte ein paar Gegenstände aus einer verborgenen Tasche in die andere und setzte mich dann hin, um die Schuhe anzuziehen. Sie hatten höhere Absätze, als ich gewohnt war, und ragten weit über meine Zehen hinaus, um in einer hochgebogenen Spitze zu enden, die mit kleinen Troddeln geschmückt war. Ich machte versuchsweise ein paar Schritte in ihnen und ging dann fünf Mal das Zimmer auf ganzer Länge ab, bis ich sicher war, dass ich mich gut genug darin bewegen konnte, um nicht über meine eigenen Füße zu stolpern.

Chade hatte einen großen Spiegel von vorzüglicher Qualität, der ebenso sehr seiner eigenen Eitelkeit wie der Ausbildung seiner Adepten diente. Ich erinnerte mich an eine lange Nacht, in der er mich gezwungen hatte, scheinbar ewig davor stehen zu bleiben und zu versuchen, erst aufrichtig zu lächeln, dann entwaffnend, dann sarkastisch, dann demütig ... Seine Liste war immer länger geworden, bis mir das Gesicht wehgetan hatte. Jetzt hob ich einen Kerzenleuchter hoch und sah mir den Hochherrn Feldspat von Turmeshöh an. Es lag auch noch eine Mütze bereit, die sehr einem weichen Beutel ähnelte. Sie war mit Goldstickerei und einer Reihe Zierknöpfe gesäumt und an einer schönen Perücke mit braunen Ringellocken befestigt. Ich setzte sie mir auf den Kopf und fragte mich, ob sie wirklich so schlaff zur Seite hängen sollte, wie sie es tat.

Chade bewahrte ein Hausierertablett voll verschiedener

Schmuckstücke im Schrank auf. Ich suchte mir zwei angeberische Ringe aus und hoffte, dass sie meine Finger nicht grün färben würden. Dann wärmte ich Wasser, rasierte mich und nahm mich noch einmal in Augenschein. Ich hatte mich gerade damit abgefunden, durch die stinkenden Gewänder in Hochdame Quendels altem Schrank aus dem Zimmer kriechen zu müssen, als ich einen leichten Luftzug spürte. Ich blieb still stehen, lauschte und fragte genau im rechten Augenblick: »Findest du nicht, dass es Zeit wird, dass du mir das Geheimnis anvertraust, wie man diese Tür auslöst?«

»Dazu bin ich jetzt wohl gezwungen, da du Hochherr Feldspat bist und im Gemach unten lebst.« Chade trat um die Ecke, blieb stehen und nickte beifällig zu meinem Aufzug. »Der Hebel ist nicht dort, wo du ihn vermuten würdest. Er ist noch nicht einmal an dieser Wand. Sieh her.« Er ging zum Kamin, schwang einen Ziegel samt Mörtel beiseite und zeigte mir einen schwarzen Eisenhebel. »Er klemmt etwas. Ich Sorge dafür, dass der Junge ihn nachher ölt.« Mit diesen Worten betätigte er den Hebel, und der Luftzug wurde schlagartig abgeschnitten.

»Wie öffnet man die Tür von meinem alten Zimmer aus?« Ich hatte irgendwann aufgehört zu zählen, wie viele Stunden ich als Junge damit verbracht hatte, nach dem Türöffner zu suchen.

Er seufzte und lächelte dann. »Eines nach dem anderen fallen meine Geheimnisse dir zu. Ich muss gestehen, dass mich deine Unfähigkeit, jenen Hebel zu finden, immer amüsiert hat. Ich hatte eigentlich gedacht, dass du wenigstens zufällig darüberstolpern würdest. Er ist in der Vorhangschnur versteckt. Schließ die Vorhänge vollständig und zieh dann ein letztes Mal an der Schnur. Du wirst nichts sehen oder hören, aber dann kannst du die Tür aufschieben. Und jetzt weißt du Bescheid.«

»Jetzt weiß ich Bescheid«, bekräftigte ich. »Nachdem ich mir ein halbes Jahrhundert lang die Frage gestellt habe.«

»So lange doch sicher noch nicht!«

»Ich bin sechzig«, rief ich ihm ins Gedächtnis. »Und du hast mich ins Handwerk eingeführt, als ich noch keine zehn Jahre alt war. Also, ja, ein halbes Jahrhundert und noch länger.«

»Erinnere mich nicht an mein Alter«, entgegnete er und setzte sich dann seufzend hin. »Es ist nicht anständig von dir, über das Verstreichen der Zeit zu schwatzen, wenn sie dir doch anscheinend nicht das Geringste anhaben kann. Schieb die Mütze etwas mehr in den Nacken. Ja, genau so. Bevor du gehst, röten wir deine Nase ein bisschen und verleihen deinen Wangen Farbe, damit es aussieht, als hättest du schon im Voraus etwas getrunken. Und wir machen deine Augenbrauen dichter.« Er neigte den Kopf zur Seite, um mich kritisch zu mustern. »Das sollte ausreichen zu verhindern, dass irgendjemand dich erkennt. Was ist das?«, fragte er und zog Bienes Päckchen zu sich heran.

»Etwas, das ich gern unverzüglich nach Weidenhag schicken würde. Geschenke für Biene. Ich musste sie unverhofft und auf äußerst seltsame Weise verlassen. Es ist das erste Winterfest seit dem Tod ihrer Mutter. Ich hatte gehofft, bei ihr zu sein.«

»Es wird noch heute auf den Weg gebracht«, versprach er mir feierlich. »Ich habe heute Morgen einen kleinen Trupp Gardisten dorthin entsandt. Wenn ich gewusst hätte, dass du eine Botschaft hast, hätte ich sie ihnen mitgegeben. Sie reisen schnell.«

»Es enthält kleine Mitbringsel für sie vom Markt. Als verspätete Winterfestüberraschung. Warte ... du hast einen Trupp Gardisten geschickt? Warum?«

»Fitz, wo bist du nur mit deinen Gedanken? Du hast Ungelitten und Fitz-Vigilant ungeschützt dort zurückgelassen. Du

hast nicht einmal Torwachen. Zum Glück habe ich ein, zwei Leute auf Weidenhag, die ihr Geschäft verstehen. Kraftprotze sind zwar nicht dabei, aber sie haben scharfe Augen. Sie werden Lant warnen, wenn sie irgendetwas Bedrohliches erspüren. Und wenn das Wetter es zulässt, wird meine Truppe binnen drei Tagen dort sein. Es ist eine ungehobelte Bande, aber soweit ich sehe, bringt ihr Kommandant sie langsam zur Vernunft. Hauptmann Wacker hält sie an der kurzen Leine, bis er sie loslässt. Und dann kann nichts sie aufhalten.« Er klang sehr zufrieden mit seiner Wahl und trommelte mit den Fingern auf der Tischkante herum. »Allerdings ist der tägliche Vogel nicht eingetroffen, aber das kann bei schlechtem Wetter ja bisweilen vorkommen.«

»Der tägliche Vogel?«

»Fitz, ich bin ein gründlicher Mann. Ich wache über die Meinen. Das schließt dich mit ein, obwohl du schon seit so vielen Jahren fern von mir lebst. Und wenn ein Vogel ohne Nachricht eintrifft, weiß ich, dass auch mit Lant und Ungelitten alles zum Besten steht. Es ist nur vernünftig.«

Ich hatte gewusst, dass er mindestens einen Beobachter auf Weidenhag postiert hatte, aber nicht, dass ihm täglich Bericht erstattet worden war. Nun ja – kein Bericht. Ein Vogel ohne Botschaft bedeutete, dass alles in Ordnung war. »Chade, ich schäme mich, dass ich keinen Gedanken auf Ungelitten und Fitz-Vigilant verschwendet habe, als ich den Narren hergebracht habe. Du hattest sie mir anvertraut. Aber die Lage war ernst, und so leid es mir tut: Das hat alle anderen Gedanken aus meinem Kopf verdrängt.«

Er nickte, noch während ich sprach; seine Miene war ernst, sein Mund ausdruckslos. Ich hatte ihn enttäuscht. Er räusperte sich und wechselte sehr gezielt das Thema. »So, was meinst du? Kannst du für zwei, drei Abende in der Maske des Hochherrn Feldspat auftreten? Es käme mir sehr gelegen,

einen Mann zur Hand zu haben, der sich unter die Menge mischt und weiß, wie man zuhören und ein Gespräch lenken muss.«

»Ich glaube, das kann ich immer noch.« Ich schämte mich, weil ich ihn enttäuscht hatte. Dies war das Mindeste, was ich tun konnte. »Was hoffst du in Erfahrung zu bringen?«

»Oh, das Übliche. Alles, was interessant ist. Wer versucht, hinter dem Rücken der Krone Abmachungen zu treffen? Wer hat Bestechungsgelder angeboten, um bessere Handelsbedingungen zu erwirken? Wer hat welche angenommen? Wie steht die Allgemeinheit dazu, die Drachen zu beschwichtigen? Die wertvollsten Informationen, die du herausfinden könntest, wären aber natürlich all die kleinen Tatsachen, mit denen wir nicht rechnen.«

»Habe ich bestimmte Zielpersonen?«

»Fünf. Nein, vielleicht sechs.« Er kratzte sich am Ohr. »Ich vertraue darauf, dass du eine Fährte findest und ihr folgst. Ich mache dir ein paar Vorschläge, aber spitz die Ohren, ob du sonst noch interessante Äußerungen aufschnappst.«

So führte er mich die nächsten paar Stunden ins vielfältige Auf und Ab der derzeitigen Politik in den Sechs Provinzen ein. Er beschrieb die vier Männer und zwei Frauen, die ich für ihn ausspionieren sollte, jeweils ganz genau, bis hin zu ihren Getränkevorlieben und dazu, wer von ihnen Raucherkraut genoss und welche beiden Gerüchten zufolge hinter dem Rücken ihrer Ehegatten ein Verhältnis hatten. Chade erteilte mir auch eine knappe Unterweisung in Kupferbergbau, damit ich zumindest Kenntnisse heucheln konnte, und riet mir, klug Schweigen zu bewahren, falls irgendjemand mich nach Einzelheiten meines Betriebs oder nach der neuen Erzader fragen sollte, die wir angeblich entdeckt hatten.

Und für eine Weile legte ich mein Leben und meine Zeit wieder in die Hände des alten Mannes. Es wäre ungerecht

zu sagen, dass ich meine Trauer um Molly vergaß, aufhörte, mich um Biene zu sorgen, oder mich mit dem körperlichen Verfall des Narren abfand. Aber was ich tat, war, einen Schritt hinaus aus meinem echten Leben zurück in eines zu machen, in dem ich nichts tun musste, als Chades Anweisungen zu folgen und ihm zu melden, was ich herausgefunden hatte. Darin lag tiefer Trost. Es war fast eine Heilung zu entdecken, dass ich ungeachtet dessen, was ich durchgemacht hatte, und trotz all meiner Verluste und Sorgen immer noch Fitz war und mich nach wie vor hervorragend darauf verstand.

Als Chade damit fertig war, mich in meine Aufgabe einzuweisen, neigte er den Kopf zum Bett des Narren. »Wie geht es ihm?«

»Er ist nicht er selbst. Er hat Schmerzen und ist überaus dünnhäutig. Ich habe ihn verärgert, und daraufhin ist er zu Bett gegangen und sofort eingeschlafen.«

»Kein Wunder. Du tust gut daran, ihn schlafen zu lassen.« Er hob Bienes Päckchen hoch, wog es in der Hand und lächelte nachsichtig. »Ich bezweifle, dass irgendein Kind in Bocksburg einen schwereren Sack voller Festtagsbeute zusammenbekommt als diesen. Ich habe einen vorzüglichen Kurier. Er wird noch heute Nacht damit losreiten.«

»Danke«, sagte ich demütig.

Er drohte mir scherzhaft mit dem Finger, wandte sich dann zum Gehen und nahm das Päckchen mit. Ich stieg die verborgene Treppe in das Zimmer hinab, das in meiner Jugend meines gewesen war, und schloss die Tür hinter mir. Kurz blieb ich stehen, um die Ausstaffierung der Kammer zu bewundern. Es stand eine Reisetruhe bereit, von guter Qualität, aber staubig und abgestoßen, als hätte sie einen langen Weg hinter sich. Sie war geöffnet und teilweise ausgepackt. Kleidungsstücke waren lässig über den Stuhl gehängt. Mehrere der neumodischen Gewänder wiesen eine Vielzahl von

Knöpfen auf. Ich sah den Inhalt der Truhe flüchtig durch. Zusätzlich zu einer Auswahl von Kleidern, die mir passen würden und nicht allzu offensichtlich neu waren, gab es alles, was ein Mann gemeinhin für einen längeren Aufenthalt einpackte. Jeder, der versuchte, das Schloss zu meinem Zimmer aufzubrechen und meine Habseligkeiten zu durchwühlen, würde höchstwahrscheinlich überzeugt sein, dass ich in der Tat Hochherr Feldspat war, bis hin zu meinen Taschentüchern mit Monogramm. Ich steckte eines davon ein und begab mich dann hinab in den Feiertagstaumel des Winterfestabends von Bocksburg.

Und, oh, wie ich das genoss! Es gab Musik und köstliche Speisen; Getränke aller Art flossen in Strömen. Einige Leute genossen Rauchkraut in winzigen Kohlenbecken auf ihren Tischen. Junge Damen in ihren schönsten Kleidern schäkerten anstößig mit jungen Männern in grellbunten unpraktischen Gewändern. Noch mehr Knöpfe. Und ich war nicht der Einzige in hochhackigen Schuhen mit gezwirbelten Spitzen. Meine Fußbekleidung war in der Hinsicht sogar noch recht zurückhaltend. Sie machte die lebhaften Winterfesttänze zu einem wahren Geschicklichkeitswettbewerb, und mehr als ein Jüngling rutschte aus und ging zu Boden.

Mir drohte nur ein einziger Augenblick zum Verhängnis zu werden, und zwar der, in dem ich quer durch den Saal einen Blick auf Web erhaschte. Ich wurde mir des Zwiehaften Meisters von Bocksburg auf eine Art bewusst, die ich nicht beschreiben kann. Ich glaube, ich spürte plötzlich die Berührung der Magie, als er seine Alte Macht tastend nach mir aussandte und sich fragte, warum ich ihm bekannt vorkam. Ich wandte mich ab und verließ unter einem Vorwand diesen Teil des Saals. Den ganzen Abend sah ich Web nicht wieder.

Ich machte die Leute ausfindig, die zu suchen Chade mir befohlen hatte, und mischte mich unauffällig in Gespräche.

Ich tat so, als würde ich weit mehr trinken, als ich es wirklich tat, und genoss es zutiefst, die Rolle eines leicht beschwipsten Krautjunkers zu spielen, der indiskret mit dem neu entdeckten Reichtum seiner Ländereien prahlte. Ich bewegte mich zwischen den Händlern und Geschäftsleuten, nicht in der Nähe der Estrade, wo das Königshaus und der Hochadel zusammenströmten, um sich mit den Gesandten aus Bingstadt, Jamaillia und Kelsingra zu unterhalten. Ich erhaschte nur kurze Blicke auf Königinmutter Kettricken, die in ein schlichtes hellgelbes Kleid mit bocksburgblauen Litzen gekleidet war.

König Pflichtgetreu und Königin Elliania schritten gemessen durch den Saal und tauschten Grüße mit den niederen Adligen und hochrangigen Kaufleuten aus. König Pflichtgetreu wirkte angemessen feierlich und gebieterisch. Er hatte kürzlich begonnen, sich einen gut gestutzten Bart stehen zu lassen, der sein würdiges Erscheinungsbild unterstrich. Die Königin lächelte und ließ die Hand auf Pflichtgetreus Unterarm ruhen. Ihre Krone saß auf kurz geschnittenen schwarzen Locken, die nicht viel länger als meine waren; ich hatte gehört, dass sie sich die Haare nicht mehr wachsen ließ, seit sie ihre neugeborene Tochter verloren hatte. Dieses sichtbare Zeichen ihrer fortgesetzten Trauer verstörte mich, obwohl ich durchaus Verständnis dafür hatte, aber ich war froh, sie überhaupt auf dem Fest zu sehen.

Das wilde Mädchen, das ich einst dabei beobachtet hatte, mit seinem Pony über Hindernisse zu setzen, war kein Kind mehr. Sie war klein und dunkelhaarig, und man hätte damit rechnen sollen, dass die hochgewachsene blonde Kettricken, die einstige Königin der Sechs Provinzen, auf der Feier die Hauptrolle spielte. Doch das tat sie nicht. Die beiden waren vor Jahren zu einer Übereinkunft gelangt und ergänzten sich perfekt. Während Kettricken das Königreich ermunterte, sich

auf neue Sitten, neue Handelspartner und neue Methoden einzulassen, war Elliania Traditionalistin. Die matriarchalische Erziehung, die sie auf den Fernen Inseln genossen hatte, verlieh ihr ein selbstbewusstes Vertrauen auf ihr Recht zu herrschen. Ihre beiden Söhne schritten hinter ihr, tadellos in Bocksburgblau gekleidet, doch jeder einzelne Silberknopf an ihren Kleidern zeigte den springenden Narwal ihrer Mutter. Ich hatte sie als Säuglinge und kleine Jungen gekannt. Jene Tage waren längst vergangen. Sie waren jetzt junge Männer, und Prinz Lauter trug die schlichte Krone des Königs-zur-Rechten. Prinz Gedeih kam nach seiner Fernholmer Mutter, hatte aber die Stirn der Weitseher. Ich lächelte, als die Königsfamilie vorüberkam, und vor Stolz auf sie brannten mir Tränen in den Augen. Das war unser Werk, das des Narren und meines. Endlich Frieden zwischen den Sechs Provinzen und den Fernen Inseln. Ich täuschte einen Hustenanfall vor, um mir die feuchten Augen abtupfen zu können. Dann wandte ich mich hastig ab und bahnte mir einen Weg tiefer in die Menge. Solch ein Verhalten war für Hochherrn Feldspat unangemessen. *Reiß dich zusammen, Fitz.*

Hochherr Feldspat – so hatten Chade und ich beschlossen – trug unter seinem Adelstitel ein gieriges Krämerherz. Er brachte seinen Herrschern keine Zuneigung entgegen, sondern nur die steinharte Entschlossenheit, so viel von seinen Steuern für sich zu behalten, wie er konnte. Ich spielte meine Rolle gut. Jedem niederen Adligen, der sich herabließ, sich mir vorzustellen, raunte ich untröstlich etwas darüber zu, wie viel von meinen Steuergeldern in die Ausrichtung dieses Festes geflossen war, und grollte über den Gedanken, dass mein Geld gar in Schlachtviehherden für Drachen gesteckt werden könnte. Drachen! Diejenigen, die das Pech hatten, in der Nähe der Jagdgründe der Drachen zu leben, sollten sich selbst darum kümmern, sie zu füttern. Oder weg-

ziehen. Es war nicht an mir, den Preis für ihre schlechten Entscheidungen zu zahlen! Ich mischte mich im Umkreis meiner Zielpersonen in Gespräche ein und ging sicher, dass meine Klagen gut zu hören waren.

Ich hatte damit gerechnet, dass einer unserer adligen Gäste mir den Vorschlag unterbreiten würde, die Steuereintreiber der sechs Provinzen zu hintergehen, aber als ich endlich zur Zielscheibe eines solchen Ansinnens wurde, kam es von einem jungen Mann aus Farrow. Er war kein Adliger oder Kaufmann, sondern der Sohn eines Mannes, der Frachtschiffahrt auf dem Fluss betrieb. Er lächelte, schmeichelte sich bei mir ein und bemühte sich eifrigst, mich mit stärkeren Getränken gefügig zu machen. Er war keine von Chades Zielpersonen, aber seine verschlagenen Andeutungen, dass es für einen Mann, der wusste, wie man die Steuereintreiber in den Fluss- und Seehäfen umging, Geld zu verdienen gäbe, erweckten in mir den Eindruck, dass es sich lohnte, dieser Spur zu folgen. Ich nutzte die Gabe, um geistig nach Chade auszugreifen, und erkannte, dass mein alter Mentor auf Dicks Kraft zurückgriff, um nicht nur König Pflichtgetreu, sondern auch mehrere andere Mitglieder der Kordiale vollständig in seinem Bewusstsein zu halten. Ich sandte ihm eine kleine private Nachricht und lenkte seine Aufmerksamkeit auf meinen Zechkumpan.

Aha! Gut gemacht. Das war alles, was er mir im Gegenzug mit der Gabe übermittelte, aber ich teilte seine Befriedigung und wusste, dass ich ihm das Versatzstück geliefert hatte, das die Lösung eines Rätsels war, über das er sich schon länger den Kopf zerbrochen hatte.

Ich verabschiedete mich von dem jungen Mann, mischte mich unters Volk und spazierte noch mehrere Stunden umher. Das Winterfest war ein bedeutender Feiertag, und die Herzöge und Herzoginnen aller sechs Provinzen waren

anwesend. Ich beschränkte mich aufs Sehen und vermied das Gesehenwerden, während ich manch alten Freund oder Bekannten aus jungen Jahren wiedererkannte. Herzogin Zelerita von Bearn hatte sich gut gehalten. Vor mehreren Leben hatte sie sich in Fitz-Chivalric verliebt. Ich hoffte, dass sie ein schönes Leben gehabt hatte. Der kleine Junge, der ihr nachtrottete, war vermutlich ihr Enkel, vielleicht gar ihr Urenkel. Ich erkannte auch andere, nicht nur Adlige, sondern auch Diener und Kaufleute. Nicht so viele, wie ich noch vor zwanzig Jahren erkannt hätte. Die Netze der Zeit hatten viele von ihnen aus diesem Leben gerissen.

Die Nacht wurde tief, und der Saal war warm von der drangvollen Enge der Körper und vom Schweiß der Tänzer. Ich war nicht überrascht, als der junge Flussschiffer mich aufsuchte, um mich mit einem sehr liebenswürdigen Seekapitän aus Bingstadt bekanntzumachen. Er stellte sich als einer der Neuen Kaufleute vor und teilte mir sofort mit, dass er wenig Verständnis für das Bingstädter System von Abgaben und Zöllen auf Handelswaren aus dem Ausland habe. »Die Alten Kaufleute sind in ihren Gewohnheiten eingefahren. Wenn sie die Vergangenheit nicht abschütteln und einfach nicht einsehen, dass sie dringend Handelsschranken abbauen müssen, nun ... dann gibt es immer noch diejenigen, die ein Schlupfloch finden.« Ich nickte ihm zu und fragte ihn, ob ich ihn am Tag nach dem Winterfest aufsuchen dürfe. Er reichte mir ein kleines Holzplättchen, auf dessen glatter Oberfläche der Name seines Schiffes und sein eigener verzeichnet standen. Er wohnte im Gasthaus *Zu den Bluthunden* in der Nähe des Handelshafens und freute sich auf meinen Besuch. Noch ein Fisch für Chades Netz.

Ich gönnte mir eine kurze Pause und setzte mich an einen der kleineren Kamine, um einem Spielmann zu lauschen, der eine der traditionellen Winterfesterzählungen vortrug. Als

ich mich dann auf die Suche nach eisgekühltem Apfelwein machte, packte eine junge Frau, die schon zu viel getrunken hatte, mich am Arm und verlangte, dass ich sie zum nächsten Tanz führte. Sie war höchstens zwanzig und kam mir plötzlich wie ein törichtes Kind an einem gefährlichen Ort vor. Ich fragte mich, wo ihre Eltern waren und wie sie zulassen konnten, dass sie sich betrunken und allein auf diesem Fest herumtrieb.

Aber ich tanzte mit ihr einen der alten Paartänze, und trotz meiner modischen Schuhspitzen und hohen Absätze glückte es mir, die Schrittfolge einzuhalten und im Takt zu bleiben. Es war ein fröhlicher Tanz, und sie war ein hübsches Mädchen mit dunklen Locken, braunen Augen und Lagen über Lagen von Röcken in allen möglichen Blautönen. Doch am Ende des Tanzes floss ich schier über vor Einsamkeit und tiefer Trauer um all die Jahre, die nun hinter mir lagen. Ich dankte ihr und führte sie zu einem Sitzplatz nahe am Kamin; dann stahl ich mich davon. Mein Winterfestabend, so dachte ich, war vorbei, und plötzlich vermisste ich eine kleine Hand in meiner und große blaue Augen, die zu mir aufschauten. Zum ersten Mal in meinem Leben wünschte ich mir, meine jüngere Tochter würde über die Gabe verfügen, sodass ich über die verschneite Weite zu ihr ausgreifen und ihr versichern könnte, dass ich sie lieb hatte und vermisste.

Als ich mein Zimmer aufsuchte, wusste ich, dass Chade Wort halten würde. Zweifelsohne saß bereits ein Bote im Sattel und war auf dem Weg nach Weidenhag, mein Paket und meinen Brief im Gepäck. Doch es würde Tage dauern, bis Biene beides erhielt und erfuhr, dass ich inmitten des Festtagstrubels an sie gedacht hatte. Warum hatte ich nie Chades Angebot angenommen, mir einen Gabenschüler nach Weidenhag zu senden, der in meiner Abwesenheit Neuigkeiten und Botschaften von dort schicken konnte? Auch das wäre

nur ein schwacher Ersatz dafür gewesen, mein Kind im Arm zu halten und um Mitternacht im Tanz herumzuwirbeln, aber es wäre wenigstens etwas gewesen.

Biene, ich habe dich lieb, verkündete ich mittels der Gabe, als könnte dieser verirrte Gedanke sie irgendwie erreichen. Ich spürte, wie mich Nessels und Chades Gedanken sanft streiften. Sie dachten beide das Gleiche: Ich hatte mindestens so viel getrunken, wie ich vertrug. Und vielleicht traf das zu, denn ich sann mit der Gabe zu ihnen: *Ich vermisse sie so sehr*.

Keiner der beiden wusste eine Antwort darauf, und so wünschte ich ihnen gute Nacht.

Kapitel 3

BIENES ENTFÜHRUNG

Manchmal erhebt sich wahrhaftig ein großer Anführer, der dank seiner Ausstrahlung andere überreden kann, ihm auf einem Pfad zu folgen, der zum Wohle aller führt. Manche wollen euch glauben machen, dass man jener Anführer sein muss, um einen bedeutenden und machtvollen Wandel in die Wege zu leiten.

Die Wahrheit ist, dass Dutzende, Hunderte, Tausende von Menschen sich verschworen haben, um den Anführer in jenen Augenblick zu führen. Die Hebamme, die seine Großmutter auf die Welt geholt hat, ist für jenen Wandel so unverzichtbar wie der Mann, der das Pferd beschlägt, damit er losreiten und seine Gefolgsleute um sich scharen kann. Das Fehlen auch nur eines dieser Menschen kann den Anführer so schnell aus seiner Machtstellung stürzen wie ein Pfeil, der ihm in die Brust dringt.

Deshalb erfordert das Bewirken des Wandels weder militärische Stärke noch ruchlose Morde. Man muss auch nicht unbedingt hellsichtig sein. Mit den Aufzeichnungen Hunderter prophetischer Weißer begabt, kann jeder zum Katalysten werden: Jeder kann die winzige Veränderung anstoßen, die den tiefen Fall eines Mächtigen bewirkt und einen anderen seinen Platz einnehmen lässt. Das ist der Wandel, den Hunderte von Dienern vor euch möglich gemacht haben. Wir sind

nicht mehr von einem einzigen Weißen Propheten abhängig, um einen besseren Pfad für die Welt zu finden. Es steht nun in der Macht der Diener, den Weg zu bahnen, den wir alle einzuschlagen streben.

DIENER IMAKIAHEN – WEISUNGEN

Schnee fiel, weiße Sterne, die sich wie ein Wasserfall vom schwarzen Himmel ergossen. Ich lag auf dem Rücken und starrte in die Nacht hinauf. Die kalten weißen Flocken, die auf meinem Gesicht schmolzen, hatten mich geweckt. Nicht aus dem Schlaf, wie ich glaubte. Nicht aus dem Ruhen, sondern aus einer merkwürdigen Stille. Ich setzte mich langsam auf. Mir war schwindlig und übel.

Ich hatte schon seit einer Weile die Geräusche gehört und die Gerüche wahrgenommen. In meinem betäubten Zustand war der Bratenduft des Winterfests verlockend gewesen, und das Prasseln stammte von den riesigen Holzscheiten im gewaltigen Kamin des Großen Saals. Ein Spielmann stimmte seine Meerpfeife, dasjenige der traditionellen Blasinstrumente, auf dem man die tiefsten Töne spielen konnte.

Aber jetzt war ich wach und starrte voller Entsetzen vor mich hin. Das hier war keine Feier am Winterfestabend, sondern das genaue Gegenteil einer Zusammenkunft, die die Dunkelheit aus unserem Zuhause verbannen sollte. Es war ein Suhlen in Verwüstung. Die Ställe brannten. Das verkohlende Fleisch stammte von toten Pferden und Menschen. Die langgezogenen tiefen Töne, die ich für das langsame Erwachen eines Musikinstruments gehalten hatte, stammten von den verwirrt stöhnenden Leuten von Weidenhag.

Meinen Leuten.

Ich rieb mir die Augen und fragte mich, was geschehen war. Meine Hände waren schwer, unbeholfen und völlig

kraftlos. Sie steckten in riesigen Pelzhandschuhen. Oder waren es gewaltige Tatzen mit Fell? Gar nicht meine Hände?

Ein Ruck ging durch mich hindurch. War ich ich? War ich etwas anderes, das meine Gedanken dachte? Ich zitterte am ganzen Leib. »Ich bin Biene«, flüsterte ich bei mir. »Ich bin Biene Weitseher. Wer hat mein Zuhause angegriffen? Und wie bin ich hierhergekommen?«

Ich war warm gegen die Kälte eingemummelt und thronte wie eine Königin auf einem offenen Schlitten, den ich nicht kannte. Es war ein wunderbarer Schlitten. Zwei weiße Pferde mit rotem und silbernem Zaumzeug warteten mit stoischer Ruhe darauf, ihn zu ziehen. Beiderseits des Kutschbocks hingen an kunstvoll geformten schmiedeeisernen Halterungen Laternen mit Glasscheiben, die mit Metallspiralen verziert waren. Sie beschienen den gepolsterten Sitz für den Kutscher und einen Passagier und die anmutig geschwungenen Ränder des Schlittens. Ich streckte die Hand aus und wollte mit der Hand über das polierte Holz fahren. Ich konnte es nicht. Ich war eingerollt, verpackt und mit Decken und Pelzen beladen, die meinen schlaftrunkenen Körper so wirksam niederhielten wie verknotete Stricke. Der Schlitten stand am Rande der Auffahrt, die zur einst prächtigen Eingangstür von Weidenhag führte. Die Tür war jetzt eingerannt, zerstört und nutzlos.

Ich schüttelte den Kopf und versuchte, mir die Spinnweben aus dem Verstand zu rütteln. Ich hätte etwas unternehmen sollen! Ich musste irgendetwas tun, aber mein Körper fühlte sich schwer und weich an, wie Säcke voll nasser Wäsche. Ich konnte mich nicht erinnern, wie ich nach Weidenhag zurückgebracht worden war, und schon gar nicht daran, wie man mich in ein schweres Pelzgewand gehüllt und auf einem Schlitten verstaut hatte. Als würde ich meinen Tag rückwärts im Geiste noch einmal durchgehen, um

einen verlorenen Handschuh zu finden, ordnete ich das, woran ich mich noch erinnern konnte. Ich war mit den anderen Kindern im Schulzimmer gewesen. Verwalter Rummel hatte uns sterbend geraten zu fliehen. Ich hatte die anderen in den Geheimgängen in den Wänden von Weidenhag versteckt – nur um zu erleben, wie man mir die Tür vor der Nase zuschlug. Ich war mit Nimmermüd geflohen. Ein Pfeil hatte ihn getroffen. Ich war gefangen genommen worden. Und ich war so glücklich darüber gewesen, gefangen genommen zu werden! An mehr als das erinnerte ich mich nicht. Aber irgendwie war ich nach Weidenhag zurückgebracht worden. Man hatte einen schweren Pelzmantel um mich zugeknöpft und mich in ein Dutzend Decken gehüllt. Und jetzt saß ich hier auf einem Schlitten und sah zu, wie meine Stallungen niederbrannten.

Ich wandte den Blick von den auflodernden orangefarbenen Flammen des brennenden Stalls ab und sah zum Herrenhaus. Leute – all die Menschen, die ich mein Leben lang kannte – waren vor der hohen Tür von Weidenhag versammelt. Sie waren für den Schnee nicht richtig gekleidet, sondern trugen noch, was sie am Morgen angezogen hatten, um ihr Tagwerk im Gutshaus in Angriff zu nehmen. Sie rückten zusammen, schlangen die Arme um sich oder klammerten sich aneinander, um sich zu wärmen. Ich entdeckte mehrere kleine Gestalten, und obwohl ich nur verschwommen sah, erkannte ich am Ende, dass es sich um die Kinder handelte, die ich vorhin versteckt hatte. Trotz meiner strengen Mahnung hatten sie sich hervorgewagt und sich verraten. Meine langsamen Gedanken brachten den brennenden Stall und die versteckten Kinder miteinander in Verbindung. Vielleicht war es doch klug von ihnen gewesen, ins Freie zu kommen. Womöglich würden die Plünderer als Nächstes das Haus niederbrennen.

Die Plünderer. Ich kniff die Augen zu, öffnete sie wieder und rang um einen klaren Blick und ebenso klaren Verstand.

Der Angriff war mir völlig unverständlich. Wir hatten keine Feinde, von denen ich wusste. Wir lebten weit im Landesinnern der Herzogtums Bock, und die Sechs Provinzen lagen mit niemandem im Krieg. Dennoch waren diese Fremden gekommen und hatten uns angegriffen. Sie hatten sich gewaltsam Zutritt zu unserem Haus verschafft.

Warum?

Weil sie mich wollten.

Der Gedanke ergab keinen Sinn und schien doch der Wahrheit zu entsprechen. Die Angreifer waren gekommen, um mich zu entführen. Bewaffnete Männer zu Pferde hatten mich zur Strecke gebracht. *Uns* zur Strecke gebracht. *Oh, Nimmermüd*. Das eigene Blut war ihm zwischen den Fingern hervorgequollen. War er tot, oder versteckte er sich? Wie war ich wieder hier auf Weidenhag gelandet? Einer der Männer hatte mich gepackt und zurückgeschleift. Die Frau, die bei der Plünderung den Befehl zu führen schien, hatte darüber gejubelt, mich zu finden, und mir gesagt, sie würde mich nach Hause bringen, dorthin, wohin ich gehörte. Ich runzelte die Stirn. Ich war über jene Worte so glücklich gewesen. Hatte mich so geliebt gefühlt. Was hatte nur nicht mit mir gestimmt? Der Nebelmann hatte mich begrüßt und mich als seinen Bruder willkommen geheißen.

Dabei war ich doch ein Mädchen. Das hatte ich ihnen nicht gesagt. Ich war so überglücklich gewesen, sie zu sehen, dass ich kaum hatte sprechen können. Mit offenen Armen hatte ich den Nebelmann und die rundliche, mütterliche Frau empfangen, die mich vor dem Plünderer gerettet hatte, der mich gewürgt hatte. Aber danach ... ein warmes Weiß. Das war alles. Ich konnte mir keinen Reim auf die Erinnerung machen, doch sie erfüllte mich immer noch mit Scham. Ich

hatte die Frau umarmt, die diese Mörder in mein Zuhause geführt hatte.

Ich wandte langsam den Kopf. Es fühlte sich an, als könnte ich nichts schnell tun. Ich konnte mich nicht schnell bewegen, auch nicht schnell denken. Ich war schwer gestürzt, daran erinnerte ich mich allmählich. Von einem galoppierenden Pferd. Hatte ich mir den Kopf angeschlagen? War es das, was mit mir nicht stimmte?

Meine Augen waren auf den brennenden Stall gerichtet gewesen, ohne dass ich etwas gesehen hätte. Zwei Männer gingen nun darauf zu. Sie trugen etwas. Männer aus Weidenhag, die in unsere gelb-grüne Livree gekleidet waren, in ihre schönsten Gewänder. Für einen Winterfestabend, der zum winterlichen Schlachtfest geworden war. In einem von ihnen erkannte ich Lin, unseren Schäfer. Die beiden schlepten etwas. Etwas, das durchhing. Eine Leiche. Rings um die brennenden Ställe war der Schnee zu Matsch geschmolzen. Sie stapften weiter. Näher und näher heran. Würden sie geradewegs in die Flammen hineinschreiten? Aber als sie fast da waren, blieben sie stehen. »Eins, zwei, drei!« Lins Stimme brach beim Zählen, während sie die Leiche schwangen und dann bei drei losließen. Sie flog ins rote Maul des brennenden Gebäudes. Sie wandten sich ab, und wie Marionetten, die über eine Bühne tappten, entfernten sie sich wieder von den Flammen.

Hatte man den Stall deshalb in Brand gesetzt? Um die Toten loszuwerden? Ein gutes heißes Freudenfeuer war eine sehr wirksame Methode, eine Leiche zu beseitigen. Das hatte ich von meinem Vater gelernt. »Papa?«, flüsterte ich. Wo war er? Würde er kommen und mich retten? Konnte er all unsere Leute retten? Nein. Er war nach Bocksburg gegangen. Er hatte mich verlassen und war nach Bocksburg gereist, um zu versuchen, den blinden alten Bettler zu retten.

Er würde weder mich noch unsere Leute retten. Das würde niemand tun.

»Sonst bin ich doch wohl schlauer.« Ich flüsterte die Worte laut. Ich hatte nicht gewusst, dass ich sie aussprechen würde. Es kam mir vor, als ob ein Teil von mir versuchte, die betäubte, abgetötete Kreatur zu wecken, zu der ich geworden war. Ich sah ängstlich in die Runde, um festzustellen, ob irgendjemand mich hatte sprechen hören. Sie durften mich nicht sprechen hören. Denn ... wenn sie es taten ... wenn sie es taten, dann würden sie wissen ... Was würden sie wissen?

»... wissen, dass sie mich nicht mehr unter Kontrolle haben.«

Diesmal war mein Flüstern sogar noch leiser. Meine Einzelteile fügten sich allmählich wieder zusammen. Ich saß sehr still in meinem warmen Nest und sammelte meine Gedanken und meine Kraft. Ich durfte mich nicht verraten, bis ich etwas tun konnte. Im Schlitten waren Pelze und Wolldecken aus dem Herrenhaus aufgehäuft. Ich war in einen schweren Mantel aus weißem Fell gehüllt, der nicht aus Weidenhag stammte und dick und weich war, zu groß für mich. Es war keine Art von Pelz, die ich kannte, und er roch fremdartig. Eine Mütze aus dem gleichen Fell bedeckte meinen Kopf. Ich zog die Hände, die in Fäustlingen steckten, und die Arme unter den schweren Decken hervor. Man hatte mich aufgeladen wie einen gestohlenen Schatz. Ich war ihre Beute. Ich und wenig sonst. Wenn sie gekommen waren, um zu plündern, so überlegte ich, dann hätten alle Gespanne und Wagen von Weidenhag mit den Reichtümern meines Zuhauses beladen hiergestanden. Davon sah ich nichts, und man hatte noch nicht einmal unsere Reitpferde zusammengetrieben, um sie zu stehlen. Ich war das Einzige, was sie fortschleppten. Sie hatten Rummel getötet, um mich zu rauben.

Was würde also aus allen anderen werden?

Ich hob den Blick. Die zusammengedrängten Leute von Weidenhag zeichneten sich vor kleineren Feuern ab. Sie standen wie eingepferchtes Vieh im Schnee. Einige wurden von ihren Gefährten gestützt. Schmerz und Entsetzen hatten ihre Gesichter in die von Menschen verwandelt, die ich nicht wiederzuerkennen wagte. Die Feuer, die mit den schönen Möbeln von Weidenhag gespeist wurden, dienten nicht dazu, sie zu wärmen, sondern dazu, die Nacht zu erhellen, damit sie ihren Peinigern nicht entkommen konnten. Die meisten Plünderer waren zu Pferde. Es waren nicht unsere Pferde und auch nicht unsere Sättel. Ich hatte noch nie Sättel wie diese gesehen, die auf der Rückseite weit hochgezogen waren. Mit betäubtem Verstand zählte ich sie. Nicht viele, vielleicht nicht mehr als zehn. Aber sie waren Männer aus Blut und Eisen. Die meisten waren hellhäutig, mit gelblichem Haar und gebleichten Bärten. Sie waren hochgewachsen und abgehärtet, und manche schlenderten mit der blanken Klinge in der Hand umher. Jene Männer waren die Mörder, die Soldaten, die gekommen waren, um diesen Auftrag auszuführen. Jene Männer, die blondes Haar hatten wie ich. Ich sah denjenigen, der mich zur Strecke gebracht und mich halb erwürgt wieder zum Haus geschleift hatte. Er stand der Frau von Angesicht zu Angesicht gegenüber, die ihn angeschrien hatte – der molligen Frau, die ihn gezwungen hatte, mich fallen zu lassen. Und neben ihnen, da – ich musste meine Augen zwingen, ihn zu sehen –, ja, da ... Er war da. Der Nebelmann.

Ich sah ihn heute nicht zum ersten Mal.

Er war in Eichenbach gewesen, auf dem Markt. Er war dort gewesen und hatte die ganze Stadt benebelt. Niemand, der ihn gesehen hatte, hatte sich umgeschaut, um ihn zu mustern. Er war in dem Gässchen gewesen, das niemand ent-

langzugehen beschlossen hatte. Und was war hinter ihm gewesen? Die Plünderer? Die weiche, freundliche Frau, deren Stimme und Worte dafür sorgten, dass ich sie liebte, sobald sie sprach? Ich war mir nicht sicher. Ich hatte seinen Nebel nicht durchschaut, hatte kaum den Nebelmann selbst erspät. Ich konnte ihn auch jetzt so gut wie nicht erkennen. Er stand neben der Frau.

Er tat irgendetwas. Etwas Schwieriges. Es fiel ihm so schwer, dass er damit aufhören musste, mich zu benebeln, um es zu tun. Das zu wissen half mir, meinen Verstand von seinem zu lösen. Mit jedem Augenblick, der verging, gehörten meine Gedanken wieder mehr mir selbst. Ich spürte jetzt die Prellungen, die ich heute davongetragen hatte, und auch, wie sehr mein Kopf schmerzte. Ich fuhr mir mit der Zunge durch den Mund und ertastete die Stelle, an der ich mir die Wange in Fetzen gebissen hatte. Als ich die Zunge dagegen presste, schmeckte ich Blut und weckte den Schmerz, und plötzlich waren meine Gedanken wieder ganz mein, und mein allein.

Tu etwas. Sitz nicht untätig im Warmen und lass sie die Leichen deiner Freunde verbrennen, während die Leute von Weidenhag zitternd im Schnee stehen. Sie waren hilflos, das spürte ich, ihr Verstand fast so benebelt, wie es meiner gewesen war. Vielleicht war ich nur in der Lage, mich selbst zu finden, weil ich jahrelange Erfahrung damit hatte, dem Druck des Verstands meines Vaters auf meinen zu widerstehen. Da standen sie verzweifelt, so unschlüssig wie Schafe im Schneesturm und genauso hilflos. Sie wussten, dass etwas nicht stimmte, und standen doch einfach nur da. Sie stöhnten und blökten wie Schlachtvieh im Pferch. Bis auf Lin und seine Gefährten. Da kamen sie schon wieder aus der Dunkelheit. Ein Leichnam baumelte zwischen ihnen. Sie stapften mit ausdrucksloser Miene vorwärts, Männer, die eine aufgezwungene Aufgabe

ausführten. Eine, über die sie nicht nachdenken sollten – so hatte man es ihnen befohlen.

Ich sah den Nebelmann und kam zu dem Schluss, dass er eher ein Nebeljunge war. Sein rundes Gesicht mutete wie das unvollendete, kinnlose eines Knaben an. Sein Körper war weich, unbenutzt. Sein Verstand wohl nicht – zumindest vermutete ich das. Er hatte die Stirn vor Anstrengung krausgezogen. Die Soldaten, begriff ich plötzlich. Er ignorierte die Leute von Weidenhag und vertraute darauf, dass die Betäubung, in der er sie zurückgelassen hatte, nicht so schnell verfliegen würde. Er hielt die Soldaten still und zwang sie, auf die Frau mit den vertrauenerweckenden Worten zu hören. Sein Nebel umschlang den alten Mann, der auf einem Rapen saß.

Der alte Mann hielt sein Schwert in der Hand, und von der zu Boden geneigten Spitze tropfte Schwärze. Der Nebel war beinahe ein Dunst, den ich sehen konnte. Dann begriff ich, dass ich in Wirklichkeit nicht ganz hindurchblicken konnte. Er reflektierte das Licht, sodass der alte Mann von einer Aura aus rotem Feuerschein umfungen war. Sein Gesicht war furchterregend, greisenhaft und eingefallen, als wäre er geschmolzen. Die Knochen traten hart hervor, und seine Augen waren fahl. Er strahlte Verbitterung aus und Hass auf alle, die nicht so unglücklich waren wie er selbst. Ich tastete in meinem Verstand herum und stach ein winziges Loch in meine Mauer, um spüren zu können, was der Nebelmann dem alten Soldaten einredete. Der Nebelmann umhüllte ihn mit Triumph und Erfolgsgefühl, fütterte ihn mit Befriedigung und Sättigung. Die Aufgabe war erledigt. Er würde gut belohnt werden, weit besser, als er erwartete. Die Menschen würden erfahren, was er getan hatte. Sie würden davon hören und sich daran erinnern, wer er gewesen war. Sie würden bereuen, wie sie ihn behandelt hatten. Sie

würden vor ihm im Staub kriechen und ihn anflehen, barmherzig zu sein.

Aber jetzt? Jetzt war es an der Zeit, sich vom Plündern und Schänden abzuwenden, an der Zeit für seine Männer und ihn mitzunehmen, weswegen sie gekommen waren, und die Heimreise anzutreten. Wenn sie hier zu lange verweilten, konnte das nur zu Verwicklungen führen. Es würde mehr Streit geben, mehr Morden ... Nein. Der Nebel verlagerte sich plötzlich. *Füttere ihn nicht mit dieser Aussicht.* Stattdessen war der Nebel auf einmal von der Kälte und Dunkelheit erfüllt, damit, wie erschöpft er war. Das Schwert hing schwer in seiner Hand, er beugte die Schultern unter der Last seiner Rüstung. Sie hatten, was sie wollten. Je eher sie sich zurück nach Chalced wandten, desto früher würde er mit seiner wohlverdienten Belohnung in wärmeren Gefilden sein – und desto eher würde er vom Pferd aus auf die Leute herabsehen, die bereuen würden, welche Schmach sie ihm angetan hatten.

»Wir sollten alles niederbrennen. Sie alle töten und das Anwesen in Brand stecken«, schlug einer seiner Männer vor. Er saß auf einem braunen Pferd und entblößte beim Lächeln gute Zähne. Sein helles Haar war in zwei langen Zöpfen aus seinem Gesicht zurückgeflochten. Er hatte eine kantige Stirn und ein festes Kinn. Was für ein gut aussehender Mann! Er trieb sein Pferd zwischen die zusammengescharten Leute, und sie teilten sich wie Butter vor einem heißen Löffel. Inmitten von ihnen wendete er sein Reittier und blickte seinen Befehlshaber an. »Kommandant Ellik! Warum sollten wir hier auch nur einen Holzpfosten stehen lassen?«

Die rundliche Frau sprach mit klarer Stimme in die Nacht hinein. »Nein. Nein, Hogen, das wäre töricht. Handle hier nicht übereilt. Hör auf deinen Kommandanten. Ellik weiß, was klug ist. Verbrennt den Stall und die Leichen. Erlaubt

Vindeliar, sich um alles andere zu kümmern. Lasst uns in dem Wissen heimreisen, dass niemand sich an uns erinnern oder uns verfolgen wird. Wir haben, was wir wollten. Lasst uns jetzt gehen. Wenn wir keine Nachstellungen fürchten müssen, können wir schnell in die warmen Lande zurückkehren.«

Ich kämpfte mich aus dem Gewühl von Decken und Teppichen hervor. Meine Stiefel! Sie hatten mir die Stiefel von den Füßen gezogen und mir nur die Socken gelassen. Sollte ich erst die Stiefel suchen, oder würde mich das meine Fluchtgelegenheit kosten? Der lange Mantel aus schwerem weißem Pelz reichte mir bis über die Knie. Ich raffte ihn, kroch zur anderen Seite des Schlittens und ließ mich über die Seite fallen. Die Beine knickten unter mir ein, und mein Gesicht versank kurz im Schnee. Ich kämpfte mich auf die Füße, indem ich mich am Schlitten hochzerzte. Ich hatte am ganzen Körper Schmerzen, aber das war noch nicht alles: Ich fühlte mich, als wäre ich irgendwie von meinen Muskeln abgetrennt. So musste ich kostbare Augenblicke damit verschwenden, die Beine zu bewegen, bis ich das Gefühl hatte, gehen zu können, ohne hinzufallen.

Und dann stand ich auf. Ich konnte gehen. Aber was nützte das schon? In dem Moment hasste ich meine schwächliche Statur mehr als je zuvor in meinem Leben. Doch selbst wenn ich eine hochgewachsene mächtige Kriegerin auf einem kraftvollen Pferd gewesen wäre, was hätte ich schon gegen so viele Bewaffnete ausrichten können?

Mir war übel, und ich fühlte mich hilflos, als mir die ganze Wahrheit bewusst wurde. Nicht einmal eine Armee konnte ungeschehen machen, was vorgefallen war. Nichts und niemand konnte Verwalter Rummel zurückbringen, Fitz-Vigilants Blut unvergossen aus dem Schnee holen oder die Ställe unverbrannt machen. Es war alles zerstört. Ich mochte

ja nicht tot sein, aber ich war nur ein gerettetes Stück eines jäh zerschlagenen Lebens. Keiner von uns war unversehrt. Es gab kein Zurück, für keinen von uns.

Ich war unschlüssig, was ich tun sollte. Mir war jetzt schon kalt. Ich konnte zurück in den Schlitten klettern, mich unter den Decken verkriechen und geschehen lassen, was auch immer geschehen würde. Ich konnte in die Dunkelheit davonlaufen und versuchen, Nimmermüd unter dem Schnee und dem Umhang zu finden. Ich konnte zu den Gefangenen flüchten und wieder zum Schlitten geschleift werden. Ich fragte mich, ob ich mich stählen und tief genug in den brennenden Stall rennen konnte, um dort zu sterben. Wie sehr würde das wehtun?

In die Enge getriebene Wölfe kämpfen. Sogar die Welpen.

Der Gedanke sickerte in mein Hirn ein und wurde dann von einem langgezogenen schrillen Schrei zerschmettert. Es kam mir seltsam vor, dass ich erkannte, zu wem der Schrei gehörte. Es war Ungelitten. Ich spähte um den Schlitten herum. Der Mann, der der molligen Frau die Stirn geboten hatte, hatte Ungelitten beim Haar gepackt. »Wir gehen«, stimmte er leutselig zu, »aber erst genieße ich meine eigene Beute.« Er zerrte Ungelitten hoch, bis sie auf den Zehenspitzen stand. Sie quiekte wie ein Ferkel. Zu jedem anderen Zeitpunkt wäre das Geräusch lustig gewesen. Sie hielt beide Hände erhoben und umklammerte ihre eigenen Haare in dem Versuch, den Druck von ihrer Kopfhaut zu nehmen. Ihr zerrissenes Mieder klaffte weit auf. Ihr Kleid war blutrot mit einem Übergewand aus weißer Spitze im Schneeflockenmuster. Er schüttelte sie unsanft. »Die hier. Die kleine Katze hat versucht, mich mit einem Messer zu erstechen. Sie hat noch Kampfgeist. Ich hatte sie noch nicht. Und bei manchen Dingen bin ich kein hastiger Mann.«

Ohne Ungelittens Haar loszulassen, stieg er ab. Sie ver-

suchte, sich loszureißen, aber er verlagerte einfach nur seinen Griff an ihren Hinterkopf. Er war größer als sie, und wenn er sie am ausgestreckten Arm hielt, konnte sie ihn nicht treffen, wenn sie die Fäuste schwang. Die Männer von Weidenhag standen einfach da und sahen zu. Ihre Augen waren matt, ihre Münder schlaff. Niemand machte Anstalten, ihr zu helfen. Fitz-Vigilant hätte versucht, sie zu beschützen. Aber ich hatte ihn vorhin gesehen. Er hatte ausgestreckt im Schnee in seinem Blut gelegen.

Ungelitten wehrte sich gegen ihren Peiniger, war aber so hilflos, wie ich es an ihrer Stelle gewesen wäre. Er lachte und rief über ihr Kreischen hinweg: »Um die hier kümmere ich mich ganz besonders und hole euch dann später ein. Noch vor dem Morgen.«

Die anderen berittenen Soldaten regten sich; ihre Neugier war geweckt, und sie kämpften gegen die Betäubung durch den Nebelmann an. Ihre Blicke ruhten auf der sich wehrenden Frau wie die von Hunden, die einen Menschen dabei beobachten, das letzte Fleisch von einem Knochen abzunagen.

Die rundliche Frau warf dem Nebelmann, Vindeliar, einen verzweifelten Blick zu. Er schürzte die Lippen, bis sie wie ein Entenschnabel hervortraten. Obwohl die beiden mich nicht beachtetten, spürte ich selbst an meinem Standort den erstickenden Sog dessen, was er tat. Meine Gedanken wurden an den Rändern weich wie Kerzen, die zu nahe am Feuer stehen. Ich hatte etwas tun wollen, aber das konnte warten. Es wäre zu mühsam gewesen. Zu anstrengend. Der Tag war lang gewesen, und ich war müde. Hier war es dunkel und kalt. Es wurde Zeit, einen friedlichen, sicheren Ort zu suchen und Ruhe zu finden. Ruhe.

Ich wandte mich wieder dem Schlitten zu und griff nach seinem Rand, um hineinzuklettern. In den gewaltigen

Pelzfäustlingen rutschten meine Hände ab, und ich schlug mit der Stirn kräftig gegen das Holz.

Wach auf! Kämpf. Oder lauf weg. Aber schlaf nicht ein. Wolfsvater schüttelte mein Bewusstsein, als würde er das Leben aus einem Hasen herausschütteln. Ich kam schauernd wieder zu mir. *Verdräng es. Schieb es von dir. Aber sachte, ganz sachte. Mach ihm nicht bewusst, dass du gegen ihn kämpfst.*

Es war nicht leicht, den Rat zu befolgen. Der Nebel war wie Spinnweben. Er klebte und dämpfte und trübte mir die Sicht. Ich hob den Kopf und starrte über den Schlitten hinweg. Vindeliar hatte die anderen unter Kontrolle. Es war nicht so, dass er sie gezwungen hätte, irgendetwas zu tun – nur, dass er ihre Gedanken an einen Ort gebracht hatte, an dem Ruhe und Schlaf verlockender als alles andere klangen. Das wirkte sich sogar auf die Gefangenen aus. Einige fielen dort um, wo sie standen, und sanken seitlich in den Schnee.

Ungelitten hatte ihre Gegenwehr aufgegeben, aber der Nebel schien sie nicht zu berühren. Sie schaute mit gebleckten Zähnen zu ihrem Peiniger auf. Hogen starrte sie an, schüttelte sie und schlug ihr dann ins Gesicht. Sie musterte ihn hasserfüllt, weigerte sich aber zu kämpfen. Sie hatte begriffen, dass es ihn nur belustigte. Er lachte, ein grausames, sprödes Geräusch. Dann packte er sie an der Kehle und stieß sie gewaltsam zu Boden. Die Röcke ihres Kleides breiteten sich wie Rosenblüten auf dem Schnee aus. Die Bemühungen des Nebelmanns strömten an Hogen vorbei. Der hübsche Mann trat auf Ungelittens Röcke, um sie festzuhalten, und griff mit beiden Händen nach seiner Gürtelschnalle.

Sein Befehlshaber blickte ihn aus dem Sattel heraus gleichgültig an. Er hob die Stimme und sprach zu seinen Leuten. Es war der dünne Ruf eines alten Mannes, aber das spielte keine Rolle. Er wusste, dass sie gehorchen würden: »Bringt hier alles zu Ende. Werft die Leichen ins Feuer, wenn ihr fertig

seid. Dann folgt uns. Wir brechen jetzt auf.« Er sah den hübschen Mann an. »Lass dir nicht zu viel Zeit, Hogen.« Dann wendete er den Kopf seines Pferdes und hob die Hand. Seine Berittenen folgten ihm ohne jeden Blick zurück. Andere kamen aus den Schatten herbeigeströmt, einige zu Pferde, andere zu Fuß. Mehr, als ich gezählt hatte. Die rundliche Frau und Vindeliar sahen sich um. Jetzt erst wurde mir klar, dass sie nicht allein waren. Die anderen waren für mich nicht zu bemerken gewesen, ganz wie es in der Absicht des Nebelmanns gelegen hatte.

Sie waren weiß gekleidet. Das dachte ich zumindest. Aber als sie am Feuerschein vorüberkamen und sich um die rundliche Frau und Vindeliar scharten, erkannte ich, dass ihre Gewänder in verschiedenen Gelb- und Elfenbeintönen gehalten waren. Sie waren alle gleich gekleidet, als wären ihre eng geschnittenen Mäntel und gesteppten Hosen eine Art Livree. Sie trugen Strickmützen, die ihre Ohren bedeckten und an der Rückseite eine Lasche hatten, die man sich um den Hals schlingen konnte. Solche Kopfbedeckungen hatte ich noch nie gesehen. Ihre Gesichter waren so gleich, als wären sie alle Geschwister, Haar und Haut gleichermaßen hell, mit rundem Kinn und rosigen Lippen. Ich konnte nicht einschätzen, ob sie Männer oder Frauen waren. Sie bewegten sich, als wären sie vor Erschöpfung sprachlos, und hatten die Mundwinkel herabgezogen. Sie schritten geradewegs an dem hübschen Mann vorbei, der mit seinem kältestarren Gürtel kämpfte, während er über Ungelitten gebeugt stand. Sie sahen Ungelitten im Vorübergehen an, mitleidig, aber doch gnadenlos.

Die mollige Frau ergriff das Wort, als sie sich um sie scharten. »Es tut mir leid, Luriks. Ich wünsche so sehr wie ihr, dass dies zu vermeiden gewesen wäre. Aber was einmal begonnen hat, kann nicht ungeschehen gemacht werden, wie wir

alle wissen. Es wurde vorausgesehen, dass dies geschehen könnte, doch es gab keine klare Vision des Pfads, der dazu geführt hätte, dass es nicht geschehen wäre und wir den Jungen dennoch gefunden hätten. Und so haben wir heute einen Pfad gewählt, von dem wir wussten, dass er blutig sein, aber am notwendigen Ort enden würde. Wir haben ihn gefunden. Und nun müssen wir ihn nach Hause bringen.«

Ihre jugendlichen Gesichter waren starr vor Entsetzen. Einer sprach: »Was ist mit denen hier? Denen, die nicht gestorben sind?«

»Sorgt euch nicht um sie«, tröstete die rundliche Frau ihre Gefolgsleute. »Das Schlimmste ist für sie vorbei, und Vindeljar wird ihre Gedanken lindern. Sie werden sich kaum an diese Nacht erinnern. Sie werden Gründe für ihre blauen Flecken erfinden und vergessen, was ihnen zugestoßen ist. Sammelt euch, während er arbeitet. Kindrel, geh die Pferde holen. Nimm Soula und Reppin mit. Alaria, du lenkst den Schlitten. Ich bin unaussprechlich erschöpft und muss mich noch um Vindeljar kümmern, wenn hier alles erledigt ist.«

Ich sah Schäfer Lin und seinen Begleiter den Kreis der zusammengerückten Leute verlassen. Sie trugen einen weiteren Leichnam zwischen sich. Ihre Gesichter waren unbesorgt, als würden sie einen Sack voller Korn schleppen. Ich sah den hübschen Mann im Schnee auf die Knie fallen. Er hatte sich den Hosenschlitz geöffnet und schob nun Ungeflittens schöne rote Röcke hoch, um ihre Beine zu entblößen.

Hatte sie darauf gewartet? Sie führte einen gewaltigen Tritt gegen ihn und zielte auf sein Gesicht. Sie traf ihn an die Brust. Mit einem kehligen, wortlosen Abweherschrei versuchte sie, sich zur Seite abzurollen und zu fliehen, aber er packte sie am Bein und riss sie zurück. Er lachte laut auf und freute sich, dass sie sich nun doch wehrte, weil er wusste, dass sie verlieren würde. Sie bekam einen seiner herabbaumelnden Zöpfe

zu fassen und riss kräftig daran. Er schlug ihr ins Gesicht, und einen Moment lang war sie reglos, betäubt von der Kraft seines Hiebs.

Ich mochte Ungelitten nicht. Aber sie war mein. Mein, wie Rummel mein gewesen war und nie wieder sein würde. Wie Fitz-Vigilant es gewesen war. Sie waren für mich gestorben, hatten versucht, diese Fremden davon abzuhalten, mich zu verschleppen. Auch wenn sie es nicht gewusst hatten. Und ich wusste ziemlich genau, was der hübsche Mann tun würde, wenn er Ungelitten misshandelt und erniedrigt hatte. Er würde sie töten, und Schäfer Lin und sein Helfer würden sie ins Stallfeuer werfen.

So wie mein Vater und ich den Leichnam der Botin verbrannt hatten.

Ich setzte mich in Bewegung. Ich rannte, aber ich rannte als kleine Person in nassen und gefrierenden Socken und einem langen, schweren Pelzmantel. Das heißt, dass ich ruckartig vorwärtsstolperte und gegen eine niedrige Mauer aus lastendem feuchtem Schnee anstapfte. Es war, als würde man versuchen, in einem Sack zu laufen. »Aufhören!«, rief ich. »Aufhören!« Und das Tosen der Flammen, das Rausen und Stöhnen der versammelten Leute von Weidenhag und Ungelittens verzweifelte Schreie verschlangen meine Worte.

Aber *sie* hörte mich – die rundliche Frau. Sie wandte sich mir zu, doch der Nebelmann hielt den Blick weiter auf die zusammengekauerten Leute gerichtet und wirkte den Zauber, mit dem er sie belegte. Ich war näher bei dem hübschen Mann als bei der rundlichen Frau und ihrem Gefolge. Ich rannte auf ihn zu und brüllte wortlos in seltsamer Harmonie mit Ungelittens Schreien. Er riss an ihren Kleidern. Er hatte ihr besticktes Winterfestmieder zerfetzt, um ihre entblößten Brüste der Kälte und dem Schneefall auszusetzen, und nun

zog und zerrte er an ihren scharlachroten Röcken, aber er versuchte es nur mit einer Hand. Mit der anderen wehrte er ihre verzweifelte Schläge und ihre Versuche ab, ihm das Gesicht zu zerkratzen. Ich kam nicht schnell voran, aber ich wurde nicht langsamer, als ich ihn mit der vollen Kraft meiner ausgestreckten Arme rammte.

Er ächzte leicht, drehte sich mit gebleckten Zähnen zu mir um, holte mit dem Arm aus und versetzte mir einen Hieb. Ich glaube nicht, dass er seine ganze Stärke einsetzte, denn einen Großteil davon verwandte er darauf, Ungelitten niederzuhalten. Er brauchte auch nicht all seine Kraft. Ich flog rückwärts und landete im tiefen Schnee. Er hatte mir die Luft aus der Lunge geschlagen, aber dennoch war ich eher gedemütigt als verletzt. Keuchend und würgend rollte ich mich ab und wälzte mich im Schnee, bis es mir endlich gelang, mich auf Hände und Knie zu erheben. Ich holte unter Schmerzen Atem und rief Worte, die selbst für mich kaum einen Sinn ergaben – die erschreckendsten Worte, die mir einfielen: »Ich werde mich selbst tot machen, wenn du ihr wehtust!«

Der Vergewaltiger schenkte mir keine Beachtung, aber ich hörte die empörten Schreie der Gefolgsleute der rundlichen Frau. Sie rief etwas in einer Sprache, die ich nicht kannte, und die fahlgesichtigen Leute kamen auf einmal als Meute angestürmt. Drei packten mich, stellten mich auf die Füße und klopfen mir so eifrig den Schnee ab, dass ich mir vorkam wie ein Teppich, der geklopft wird. Ich stieß sie von mir und tappte auf Ungelitten zu. Ich konnte nicht sehen, was mit ihr geschah, nur, dass es zu einem Kampf kam. Ich riss mich von meinen Rettern los und schrie: »Ungelitten! Helft Ungelitten, nicht mir! Ungelitten!«

Das Knäuel ringender Menschen schien Ungelitten niederzutrampern, und dann bewegte der Kampf sich fort. Die Fahlen schlugen sich nicht gut, aber es gab viele von ihnen

und nur einen einzigen Vergewaltiger. Wieder und wieder hörte ich das heftige Auftreffen einer Faust auf Fleisch, und jemand schrie vor Schmerz auf. Danach taumelte immer einer der Schergen der rundlichen Frau zurück, hielt sich die blutende Nase oder den Magen und krümmte sich. Am Ende überwältigten sie ihn rein durch ihre Zahl, warfen sich auf ihn und hielten ihn im Schnee nieder. Einer rief plötzlich: »Er beißt! Passt auf!« Daraufhin ordneten sich die Körper auf ihm jäh neu.

All das geschah, während ich mich vorwärtsschob, hinfiel, aufstand, endlich aus dem tiefen Schnee hervorbrach und auf den niedergetrampelten Boden gelangte. Ich warf mich neben Ungelitten auf die Knie und schluchzte: »Sei am Leben! Bitte, sei am Leben!«

Das war sie nicht. Ich spürte nichts von ihr. Doch dann, als ich ihre Wange berührte, blinzelten ihre starren Augen. Sie schaute zu mir auf, ohne mich zu erkennen, und begann, abgehackte schrille Schreie auszustoßen, als wäre sie eine Henne auf einem bedrohten Nest.

»Hab keine Angst, Ungelitten! Du bist jetzt in Sicherheit! Ich beschütze dich!« Noch während ich ihr das Versprechen gab, erkannte ich, wie lächerlich das klang. Ich zupfte an ihrem geöffneten Mieder und an der zerfetzten Spitze, und dabei fiel Schnee von meinen Fäustlingen auf ihre nackte Brust.

Sie keuchte, packte plötzlich die zerrissenen Ränder des Stoffs, setzte sich auf und hielt sich den Kragen zu. Mit Blick auf den Stoff in ihren Händen sagte sie gebrochen: »Er war von allererster Güte. Das war er.« Sie neigte den Kopf. Ein Schluchzen brach aus ihr hervor und schüttelte sie – ein entsetzliches, tränenloses Schluchzen.

»Das ist er immer noch«, versicherte ich ihr. »Du auch.« Ich machte Anstalten, sie tröstend zu tätscheln, und stellte dann

fest, dass die Fäustlinge voller Schnee waren. Ich versuchte, die Hände herauszuziehen, aber die Handschuhe waren an den Ärmeln meines Pelzmantels befestigt.

Hinter uns sprach die rundliche Frau mit dem Mann am Boden. »Du kannst sie nicht haben. Du hast doch gehört, was der Shaysim gesagt hat. Ihr Leben ist ihm mehr wert als sein eigenes. Ihr darf nichts angetan werden, damit er sich nicht selbst etwas antut.«

Ich wandte den Kopf, um sie anzusehen. Die rundliche Frau stieß ihre Schützlinge an, und sie standen nach und nach auf und ließen den Mann los. Der Vergewaltiger antwortete mit Flüchen. Ich musste die Sprache nicht verstehen, um zu spüren, wie tief sein Zorn ging. Die fahlen Leute purzelten von ihm weg, ließen sich zurückfallen und stolperten durch den tieferen Schnee, als er auf die Beine kam. Zwei bluteten aus der Nase. Er spuckte Schnee, fluchte noch einmal und schritt in die Dunkelheit davon. Ich hörte ihn wütend mit jemandem sprechen, dann das schwere Stampfen eines erschrockenen Pferdes und das Geräusch, als es schlagartig in den Galopp getrieben wurde.

Ich hatte aufgegeben, was die Fäustlinge anging, und hockte mich neben Ungelitten. Gern hätte ich mit ihr gesprochen, aber ich hatte keine Ahnung, was ich sagen sollte. Ich würde nicht wieder lügen und ihr einreden, dass sie in Sicherheit war. Keiner von uns war in Sicherheit. Sie kauerte sich so eng zusammen, wie sie konnte, zog die Knie an die Brust und neigte den Kopf darüber.

»Shaysim.« Die rundliche Frau hockte sich vor mich. Ich weigerte mich, sie anzusehen. »Shaysim«, sagte sie noch einmal und berührte mich. »Die da – sie ist wohl wichtig für dich? Hast du sie gesehen? Dabei, wichtige Dinge zu tun? Ist sie unverzichtbar?« Sie legte Ungelitten die Hand auf den gebeugten Nacken, als wäre sie ein Hund, und Ungelitten

duckte sich unter der Berührung weg. »Ist sie diejenige, die du an deiner Seite behalten musst?«

Die Worte sickerten in mich ein, wie Fitz-Vigilants Blut in den zertrampelten Schnee gesickert war. Sie hinterließen Löcher in mir. Die Frage war bedeutsam. Sie musste beantwortet werden, und zwar richtig. Was wollte sie von mir hören? Was konnte ich sagen, um sie dazu zu bringen, Ungelitten am Leben zu lassen?

Ich sah sie immer noch nicht an. »Ungelitten ist unverzichtbar«, sagte ich. »Sie tut wichtige Dinge.« Dann streckte ich den Arm aus und rief ärgerlich: »Sie sind alle unverzichtbar. Sie tun alle wichtige Dinge!«

»Das ist wahr.« Sie sprach sanft, als wäre ich ein kleines Kind. Ich erkannte, dass sie mich womöglich für viel jünger hielt, als ich es war. Konnte ich das ausnutzen? Meine Gedanken überschlugen sich und arbeiteten hektisch Strategien aus, während sie weitersprach: »Jeder ist bedeutend. Jeder tut wichtige Dinge. Aber manche Leute sind bedeutender als andere. Manche Leute tun Dinge, die Veränderungen hervorrufen. Große Veränderungen. Oder sie bewirken winzige Veränderungen, die zu großen Veränderungen führen. Wenn man weiß, wie man sie einsetzen muss.« Sie kauerte sich noch tiefer hin, reckte das Gesicht dann unter meines und schaute zu mir auf. »Du weißt doch, wovon ich spreche, nicht wahr, Shaysim? Du hast die Pfade gesehen und die Leute, die deren Kreuzungen bilden. Nicht wahr?«

Ich wandte das Gesicht ab. Sie streckte die Hand aus und packte mich am Kinn, um mein Gesicht wieder zu ihrem zu drehen, aber ich richtete den Blick auf ihren Mund. Sie konnte mich nicht zwingen, ihr in die Augen zu sehen.

»Shaysim.« Sie ließ den Namen wie einen sanften Tadel klingen. »Sieh mich jetzt an. Ist diese Frau bedeutsam? Ist sie unverzichtbar?«

Ich wusste, was sie meinte. Ich hatte einen Blick darauf erhascht, als der Bettler mich auf dem Marktplatz berührt hatte. Es gab Leute, die den Wandel beschleunigten. Alle Menschen bewirkten Veränderungen, aber manche waren Felsen im Strom, die die Wasser der Zeit in einen anderen Kanal lenkten.

Ich wusste nicht, ob ich log oder die Wahrheit sprach, als ich erwiderte: »Sie ist unverzichtbar. Sie ist bedeutsam für mich.« Oder ob es Eingebung oder List war, die mich dazu brachte hinzuzufügen: »Ohne sie sterbe ich, bevor ich zehn bin.«

Die rundliche Frau keuchte vor Entsetzen leise auf. »Hebt sie auf!«, rief sie ihrem Gefolge zu. »Geht sanft mit ihr um. Sie muss von allen Verletzungen geheilt und über jedes Unrecht hinweggetröstet werden, das sie heute erlitten hat. Seid achtsam, Luriks. Diese Frau muss um jeden Preis überleben. Wir müssen sie Hogens Zugriff entziehen, denn nachdem sein Vorhaben nun vereitelt worden ist, wird er sie mehr denn je begehren. Er wird fest entschlossen sein. Also müssen wir noch entschlossener sein und die Schriftrollen durchsuchen, um in Erfahrung zu bringen, was wir tun müssen, um ihn in Schach zu halten. Kardef und Reppin, es wird heute Abend euch zufallen, mit den Erinnerern Rat zu halten und festzustellen, ob sie für uns irgendeine Weisheit hervorkitzeln können. Denn ich fürchte, mir fällt spontan nichts ein ...«

»Darf ich sprechen, Dwalia?« Ein Jüngling in Grau verneigte sich tief und verharrte in dieser Haltung.

»Sprich, Kardef.«

Kardef richtete sich auf. »Der Shaysim hat sie ›Ungelitten‹ genannt. In seiner Sprache ist das ein Wort, das bedeutet, dass etwas vermieden oder nicht geduldet wird. Es gibt viele Traumschiftrollen, die uns wieder und wieder ermahnen,

keine bedeutsamen Dinge ins Feuer zu werfen. Wenn man das in seine Sprache übersetzt, könnten die Träume dann nicht statt ›Es wird nicht geduldet, etwas in die Flammen zu werfen‹ auch heißen: ›Ungelitten soll nicht in die Flammen geworfen werden?‹

»Kardef, du strapazierst den Wortsinn bis zum Äußersten. So etwas führt zur Verfälschung der Prophezeiungen. Hüte dich, ja hüte dich doppelt und dreifach davor, die uralten Worte zu verdrehen, besonders, wenn du es so überdeutlich tust, um gelehrter als deine Gefährtin Reppin zu erscheinen.«

»Lingstra Dwalia, ich ...«

»Sehe ich aus, als hätte ich Zeit, im Schnee zu stehen und mich mit dir zu streiten? Wir hätten schon vor Einbruch der Nacht von hier fort sein sollen. Mit jedem Augenblick, den wir verweilen, wächst die Wahrscheinlichkeit, dass jemand die Flammen aus der Ferne erspäht und herkommt, um festzustellen, was vorgefallen ist. Und dann muss Vindeliar sein Talent sogar noch weiter ausdehnen, und seine Kontrolle lässt mit jedem Moment nach, der verstreicht. Gehorcht mir jetzt. Setzt den Shaysim und die Frau in den Schlitten. Steigt auf die Pferde. Zwei von euch müssen auch Vindeliar helfen, in den Schlitten zu steigen. Er ist fast völlig erschöpft. Wir müssen unverzüglich aufbrechen.« Nachdem sie ihre Befehle gegeben hatte, wandte sie sich um und sah auf mich herab. Ich kauerte noch immer neben Ungelitten. »Nun, kleiner Shaysim, ich glaube, du hast jetzt, was du wolltest. Bringen wir dich auf den Schlitten und machen wir uns auf den Weg!«

»Ich will nicht weg.«

»Und doch wirst du aufbrechen. Wir wissen alle, dass du es tun wirst, genauso gut, wie du es selbst weißt. Denn von diesem Zeitpunkt an sind nur zwei mögliche Ergebnisse belegt: Du kommst mit uns. Oder du stirbst hier.« Sie sprach mit ruhiger Gewissheit, als würde sie darauf hinweisen, dass an

einem wolkenlosen Tag kein Regen fallen konnte. Ich hörte ihren unerschütterlichen Glauben in ihre eigenen Worte.

Einst hatte mich mein Stiefbruder Harm fast eine Stunde lang damit unterhalten, mir vorzuführen, wie lange das Holz seiner Harfe noch vom Nachhall einer Saite vibrierte, nachdem er sie gezupft hatte. Jetzt spürte ich, wie die Worte der Frau eine Harmonie in mir anschlügen. Sie hatte recht. Ich wusste, dass es wahr war, und deshalb hatte ich ihnen auch mit meinem Tod gedroht. Heute Nacht würde ich entweder mit ihnen mein Zuhause verlassen oder hier sterben. Alle Umstände, die von diesem Moment an zu einem anderen Ergebnis hätten führen können, waren zu abwegig, zu fantastisch, um darauf zu hoffen. Und das wusste ich. Vielleicht hatte ich es schon gewusst, seit ich heute Morgen erwacht war. Ich blinzelte, und ein Schauer lief mir über den Rücken. Geschah das alles jetzt, oder war es die Erinnerung an einen Traum?

Starke Arme hoben mich aus dem Schnee, und Stimmen stießen Schreckensrufe darüber aus, dass meine nassen Socken von einer Eisschicht überzogen waren. Derjenige, der mich trug, sprach tröstliche Worte, die ich nicht verstand. Ich hob den Kopf und sah, dass vier von ihnen Ungelitten schleppten – nicht, weil sie so schwer gewesen wäre, sondern weil sie fahrig gegen sie ankämpfte, als ob ihre Beine und Arme jeweils Wesen mit eigenem Willen wären.

Die Frau, die sie Dwalia nannten, war zum Schlitten vorgegangen. Sie saß schon darin und baute ein neues Nest aus den Pelzen und Decken. Ich wurde ihr hinaufgereicht, und sie setzte mich von ihr abgewandt zwischen ihre Beine, sodass mein Rücken von ihrer Vorderseite gewärmt wurde, und schlang die Arme um mich. Es gefiel mir nicht, so nahe bei ihr zu sein, aber ich war fest eingekeilt. Ungelitten luden sie wie ein Frachtstück auf und überhäuften sie dann mit

Decken. Sobald man sie losließ, hörte sie auf, sich zu wehren, und lag wie totes Fleisch unter dem Stoffberg. Ein Teil ihres Rocks hatte sich an der Kante des Schlittens verfangen. Der rote Fetzen ragte wie eine spöttisch herausgestreckte Zunge hervor.

Jemand sagte etwas zu den Pferden, und sie setzten sich in Bewegung. Ich saß mit dem Rücken zu ihnen, lauschte ihren vom Schneefall gedämpften Hufschlägen, dem Quietschen der breiten Holzkufen und dem verklingenden Prasseln der Flammen, die den Stall verschlangen. Die Leute von Weidenhag, meine Leute, gingen nach und nach ins Haus zurück. Sie sahen uns nicht nach. Wir ließen das Licht der brennenden Stallungen hinter uns und gelangten auf die lange Einfahrt, die von Weidenhag fortführte. Die Laternen schwangen hin und her, und eine Lichtblase umtanzte uns, als wir die Birkenallee entlangflogen. Die schneebedadenen Äste wölbten sich wie ein Torbogen über uns.

Ich bemerkte gar nicht, dass der Nebelmann auch auf dem Schlitten saß, bis er Dwalia ansprach. »Es ist vollbracht«, sagte er und stieß einen tiefen Seufzer der Befriedigung aus. Eindeutig ein Junge, erkannte ich. Er sprach auch mit Knabenstimme, als er hinzufügte: »Und jetzt können wir nach Hause fahren, fort aus der Kälte. Und von dem Morden. Lingstra Dwalia, mir war nicht bewusst, dass so viel gemordet werden würde.«

Ich spürte, wie sie den Kopf wandte, um ihn anzusehen; er saß vorn neben dem Kutscher. Sie sprach leise, als würde ich schlafen. Das tat ich nicht. Ich wagte es nicht, Zuflucht im Schlaf zu suchen. »Das Morden lag nicht in unserer Absicht. Aber wir wussten, dass die Aussicht, jegliches Töten zu vermeiden, verschwindend gering war. Wir mussten die Werkzeuge benutzen, die uns zur Verfügung standen, und Ellik ist nun einmal ein Mann voller Verbitterung und Hass. Der

Reichtum und die Bequemlichkeit, die er sich für seine vorgerückten Jahre erhofft hatte, sind ihm nicht zuteilgeworden. Er hat seine Stellung, sein Vermögen und alle Annehmlichkeiten verloren. Daran gibt er der ganzen Welt die Schuld. Er ist bestrebt, binnen weniger Jahre wiederaufzubauen, was zu erringen ihn ein ganzes Leben gekostet hatte. Und so wird er immer viel gewalttätiger, gieriger und skrupelloser als nötig. Er ist gefährlich, Vindeliar. Vergiss das nie. Besonders für dich ist er gefährlich.«

»Ich fürchte ihn nicht, Lingstra Dwalia.«

»Das solltest du aber.« Ihre Worte waren Warnung und Tadel zugleich. Sie bewegte die Hände, um noch mehr Decken über uns beide zu ziehen. Ich verabscheute die Berührung ihres Körpers an meinem, konnte aber nicht den Willen aufbringen, von ihr abzurücken. Der Schlitten schoss ruckartig vorwärts. Ich starrte die vorbeiziehenden Wälder von Weidenhag an und hatte nicht einmal das Herz, dem Gut tränenreich Lebewohl zu sagen. Ich hatte keine Hoffnung. Mein Vater würde nie erfahren, wohin ich verschwunden war. Meine eigenen Leute hatten mich aufgegeben, waren einfach aufgestanden und wieder ins Herrenhaus gegangen. Niemand hatte gerufen, dass er mich nicht gehen lassen würde. Niemand hatte versucht, mich meinen Entführern zu entreißen. Ich musste mich dem stellen, was meine Andersartigkeit mir angetan hatte: Ich hatte nie wirklich zu ihnen gehört. Mich zu verlieren war ein geringer Preis dafür, dass die Eindringlinge ohne weiteres Blutvergießen abzogen. Sie hatten recht. Ich war froh, dass sie nicht darum gekämpft hatten, mich zu behalten. Ich wünschte, es hätte einen Weg gegeben, Ungelitten zu retten, ohne dass sie mit mir verschleppt wurde.

Aus den Augenwinkeln nahm ich eine Bewegung wahr. Dank der schwankenden Laternen warfen die Bäume am

Rande der Einfahrt dunkle Schatten auf den Schnee, die eisernen Gitterstäben glichen. Aber die Bewegung war nicht aus diesem Lichtspiel geboren, sondern aus aufrecht stehendem Schnee, in den sich eine blutgeschwärzte Hand krallte, und vor allem aus einem bleichen Gesicht, aus dem Augen mir nachstarrten. Ich wandte nicht den Kopf, schrie nicht auf und hielt noch nicht einmal den Atem an. Ich ließ mir durch nichts vor irgendjemandem anmerken, dass Nimmermüd in meinen Mantel der Uralten gehüllt am Wegesrand stand und zusah, wie wir an ihm vorüberfahren.

Kapitel 4

DIE GESCHICHTE DES NARREN

*Packt uns der Winter schwarz und kalt,
macht Wild sich rar im kahlen Wald,
so kehrt der Sänger frierend ein,
wärmt Wang' und Fuß im Feuerschein.*

*Doch spottend dieser Menschenqual
zieh'n Jäger über Berg und Tal.
Die Zunge lang, das Auge hell,
ihr Lauf ist selbst im Schnee noch schnell.*

*Denn auf der Jagd gibt es kein Morgen,
und es bleibt keine Zeit für Sorgen.
Hier gilt nur Zahn und Fleisch und Blut:
Aus Tod wächst neue Lebensglut.*

*EIN LIED FÜR NACHTAUGE UND SEINEN FREUND –
HARM FREUDENHERZ*

Die Treppe kam mir steiler vor, als ich sie in Erinnerung hatte. Als ich meine alte Schlafkammer erreichte, betrat ich sie so umsichtig, wie es einem einstigen Assassinen anstand. Ich stieß meine Tür zu und verschloss sie, legte Holz aufs Feuer und dachte kurz daran, einfach ins Bett zu gehen und einzuschlafen. Dann zog ich die Vorhänge zu und nahm die Stelle

in Augenschein, an der sie mit der Stange verbunden waren. Ja. Jetzt sah ich es, obwohl es mir in all den Jahren entgangen war. Noch ein Zug an der Schnur löste das Türpaneel aus, aber kein Knacken oder Knirschen zeugte davon. Erst als ich die Tür anstieß, schwang sie lautlos auf, und die enge schwarze Treppe erschien vor mir.

Ich stieg die Stufen hinauf und stolperte einmal, als meine hochgebogene Schuhspitze sich verhakte. Oben in Chades altem Arbeitszimmer war Asche gekommen und gegangen. Unser schmutziges Geschirr war weggeräumt, und ein anderer Topf köchelte am Rande der Feuerstelle. Der Narr hatte sich nicht gerührt, seit ich ihn verlassen hatte, und ich durchquerte besorgt das Zimmer, um mich über ihn zu beugen. »Narr?«, sagte ich leise, und mit einem Aufschrei riss er die Arme hoch und setzte sich auf, um sich hinter seine erhobenen Hände zu ducken. Eine von ihnen prallte von meiner Wange ab.

Als ich von seinem Bett zurücktrat, schrie er: »Es tut mir leid! Tu mir nicht weh!«

»Ich bin es doch nur. Bloß Fitz.« Ich sprach in ruhigem Ton und versuchte, das Entsetzen aus meiner Stimme herauszuhalten. *Bei Eda und El, Narr, wirst du dich je von dem erholen, was du durchgemacht hast?*

»Es tut mir leid«, wiederholte er atemlos. »So leid, Fitz.« Er keuchte. »Als sie mich hatten ... haben sie mich nie sanft geweckt und mir auch nie gestattet auszuschlafen. Ich fürchtete mich so vor dem Schlaf, dass ich mich selbst biss, um wach zu bleiben. Aber früher oder später schläft man immer ein. Und dann weckten sie mich, manchmal nur ein paar Augenblicke später. Mit einer kleinen gezackten Klinge. Oder einem heißen Schüreisen.« Die Grimasse, die er schnitt, erinnerte nur im Entferntesten an ein Lächeln. »Ich verabscheue jetzt den Geruch von Feuer.« Er ließ den Kopf

wieder aufs Kissen sinken. Hass wallte in mir auf, ging dann vorüber und ließ mich leer zurück. Ich konnte niemals ungeschehen machen, was man ihm angetan hatte. Nach einiger Zeit drehte er den Kopf zu mir und fragte: »Ist es jetzt Tag?«

Mein Mund war trocken und wortlos geworden. Ich räusperte mich. »Es ist entweder sehr spät nachts oder sehr früh morgens, je nachdem, aus welcher Sicht man solche Dinge betrachtet. Wir haben uns zuletzt am frühen Nachmittag unterhalten. Hast du die ganze Zeit geschlafen?«

»Ich weiß es nicht genau. Manchmal fällt es mir schwer, das einzuschätzen. Lass mir bitte ein paar Augenblicke Zeit.«

»Gern.«

Ich zog mich ans entgegengesetzte Ende des Raums zurück und tat mein Bestes, ihn zu ignorieren, als er aus dem Bett wankte. Er fand den Weg zum Abtritt und blieb eine Weile dort. Als er wieder daraus hervorkam, rief er nach mir, um zu fragen, ob Waschwasser da sei.

»In einem Krug neben der Schüssel auf deinem Nachttisch. Aber ich kann es für dich anwärmen, wenn du möchtest.«

»Oh, warmes Wasser«, sagte er, als hätte ich ihm Gold und Edelsteine angeboten.

»Gleich«, erwiderte ich und machte mich an die Arbeit.

Er tastete sich zum Stuhl am Feuer und setzte sich hin. Ich staunte darüber, wie schnell er gelernt hatte, sich im Zimmer zurechtzufinden. Als ich ihm das gewärmte Wasser und einen Waschlappen brachte, griff er sofort danach, und ich erkannte, dass er bisher geschwiegen hatte, um meine Tätigkeiten mit dem Gehör genau zu verfolgen. Ich kam mir vor, als würde ich ihn bespitzeln, während er sein narbiges Gesicht wusch und dann mehrfach seine Augen schrubbte, um den klebrigen Schleim aus seinen Wimpern zu entfernen. Als er fertig war, waren seine Augen sauber, aber an den Rändern gerötet.

Ich fragte ohne Entschuldigung oder Einleitung: »Was haben sie mit deinen Augen gemacht?«

Er legte den Lappen zurück in die Schüssel, schlang die verkrüppelten Hände umeinander und rieb sich sanft die geschwollenen Fingerknöchel. Er schwieg, während ich den Tisch freiräumte. Nun gut. Also noch nicht.

»Bist du hungrig?«, fragte ich ihn.

»Steht eine Mahlzeit an?«

»Wenn du hungrig bist, dann steht für dich eine Mahlzeit an, ja. Ich habe schon zu viel gegessen und womöglich auch mehr getrunken, als ich sollte.«

Seine Antwort entsetzte mich. »Hast du wirklich noch eine Tochter außer Nessel?«

»Ja.« Ich ließ mich auf meinem Stuhl nieder und zog mir einen der Schuhe aus. »Ihr Name ist Biene. Sie ist jetzt neun Jahre alt.«

»Wirklich?«

»Narr, was könnte ich damit bezwecken, dich anzulügen?« Er gab keine Antwort darauf. Ich langte nach unten, öffnete den zweiten Schuh, zog ihn mir ab und stellte den Fuß flach auf den Boden. Meine linke Wade verkrampfte sich unverhofft, und ich schrie vor Schmerz auf und bückte mich, um sie zu reiben.

»Was ist?«, fragte er recht erschrocken.

»Lächerliche Schuhe, die ich Chade zu verdanken habe. Hohe Absätze und spitze, hochgebogene Schnäbel. Du würdest lachen, wenn du sie sehen könntest. Oh, und das Wams hat Schöße, die mir bis fast auf die Knie fallen. Und Knöpfe, die wie kleine blaue Blümchen geformt sind. Die Mütze ist wie ein schlaffer Sack, ganz zu schweigen von der Lockenperücke.«

Er verzog den Mund zu einem kleinen Lächeln. Dann sagte er ernst: »Du kannst dir nicht vorstellen, wie gern ich das alles sehen würde.«

»Narr. Ich frage nicht aus bloßer Neugier nach deinen Augen. Wenn ich wüsste, was dir angetan wurde, würde mir das vielleicht dabei helfen, es rückgängig zu machen.«

Schweigen. Ich nahm die Mütze ab und legte sie auf den Tisch. Danach stand ich auf und begann, mir das Wams aufzuknöpfen. Es saß an den Schultern eine Winzigkeit zu eng, und plötzlich konnte ich nicht mehr ertragen, wie es mich einschnürte. Erleichtert seufzte ich auf, hängte es über die Stuhllehne und setzte mich wieder hin.

Der Narr hatte die Mütze aufgehoben, und seine Hände erkundeten sie. Dann setzte er sie sich mitsamt der Perücke auf den Kopf. Scheinbar mühelos zwirbelte er das Haar und schob die Mütze leichthin so zurecht, dass sie kunstvoll zur Seite hing.

»Dir steht sie viel besser als mir.«

»Mode reist. Ich hatte eine fast wie diese. Vor Jahren.«

Ich wartete.

Er seufzte schwer. »Was habe ich dir schon erzählt und was nicht? Fitz, in meiner Dunkelheit huscht mein Verstand hierhin und dorthin, bis ich mir selbst kaum noch über den Weg traue.«

»Du hast mir sehr wenig erzählt.«

»So? Vielleicht weißt du sehr wenig, aber ich versichere dir, dass ich Nacht für Nacht in meiner Zelle ausführlich und in allen Einzelheiten mit dir gesprochen habe.« Er verzog den Mund, nahm die Mütze ab und legte sie auf den Tisch, wo sie auf der zugehörigen Perücke hocken blieb wie ein kleines Tier. »Jedes Mal, wenn du mir eine Frage stellst, überrascht es mich. Denn ich hatte so oft das Gefühl, dass du bei mir warst.« Er schüttelte den Kopf, ließ sich plötzlich in seinem Stuhl zurücksinken und schien eine Weile die Decke anzustarren. Er sprach in jene Finsternis hinein: »Prilkop und ich verließen Aslevjal. Das weißt du. Wir reisten nach

Bocksburg. Was du vielleicht nie erraten hast, ist, dass wir dazu die Gabenpfeiler nutzten. Prilkop erzählte, er habe es von seinem Katalysten gelernt, und ich ... ich hatte noch die silbernen Fingerspitzen, weil ich einst Veritas berührt hatte. Und so kamen wir nach Bocksburg, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, dich ein letztes Mal zu sehen, um aufs Neue endgültig Abschied zu nehmen.« Er schnaubte über seine eigene Torheit. »Das Schicksal hat uns beide darum betrogen. Wir blieben für eine gewisse Zeit dort, aber Prilkop konnte es nicht abwarten weiterzureisen. Zehn Tage gestand er mir zu, denn wie du dich entsinnen wirst, war ich noch immer sehr schwach, und er hielt es für gefährlich, die Pfeiler zu oft zu benutzen. Aber nach zehn Tagen begann er, unruhig zu werden und wollte, dass wir wieder aufbrachen. Jede Nacht drängte er mich abzureisen und wies mich auf das hin, was ich schon wusste: dass du und ich zusammen bereits den Wandel bewirkt hatten, der meine Mission war. Unsere gemeinsame Zeit war vorbei, ja längst mehr als vorbei. In deiner Nähe zu verweilen würde nur andere Veränderungen in der Welt auslösen, Veränderungen, die weitaus weniger erstrebenswert sein mochten. Und so überredete er mich. Aber nicht vollends. Schon während ich schnitzte, wusste ich, dass es gefährlich war und eigensüchtig noch dazu. Wir drei zusammen, wie wir einst gewesen waren. Du, Nachtauge und ich. Ich formte die Schnitzerei aus dem Gabenstein und presste meine Abschiedsworte hinein. Dann ließ ich mein Geschenk für dich zurück und wusste sehr gut, dass ich mir deiner bewusst sein würde, wenn du es berührtest.«

Ich war verblüfft. »Wirklich?«

»Ich habe es dir doch gesagt. Ich war nie der Klügste.«

»Aber ich habe nichts von dir gespürt. Nun, da war natürlich die Botschaft.« Ich fühlte mich von ihm betrogen. Er

hatte gewusst, dass ich am Leben und wohlbehalten war, und hatte doch seine eigene Lage vor mir verborgen.

»Es tut mir leid.« Er klang aufrichtig. Nach einem Augenblick fuhr er fort: »Wir benutzten die Pfeiler erneut, als wir Bocksburg verließen. Es war wie ein Kinderspiel. Wir sprangen von einem stehenden Stein zum anderen. Er sorgte immer dafür, dass wir zwischen den einzelnen Reisen einige Zeit warteten. Es war ... verwirrend. Mir wird immer noch schwindlig, wenn ich nur daran denke. Er wusste um die Gefahr dessen, was wir taten. Bei einem unserer Sprünge ... reisten wir in eine verlassene Stadt.« Er hielt inne und sprach dann leise weiter: »Ich war zuvor noch nie dort gewesen. Aber inmitten der Stadt stand ein hoher Turm, und als ich die Treppen hinaufstieg, fand ich die Karte. Und das zerbrochene Fenster und die Fingerabdrücke im Ruß des Feuers.« Er machte noch eine Kunstpause. »Ich bin mir sicher, dass es der Kartenturm war, den du einst besucht hast.«

»Kelsingra. So nennen die Drachenhändler es heute«, sagte ich nur, da ich ihn nicht von seinen Enthüllungen ablenken wollte.

»Auf Prilkops Drängen blieben wir fünf Tage lang dort. Ich habe es in ... seltsamer Erinnerung. Selbst in dem Wissen, was der Stein ist und bewirken kann, erschöpft es einen, wenn er ständig zu einem spricht. Ich hatte das Gefühl, dem Raunen nicht entgehen zu können, ganz gleich, wohin ich mich wandte. Prilkop sagte, das läge an der silbernen Gabe an meinen Fingerspitzen. Die Stadt zog mich an. Sie flüsterte mir Geschichten zu, wenn ich schlief, und wenn ich wach war, versuchte sie, mich in sich hineinzuziehen. Einmal gab ich nach, Fitz. Ich zog meinen Handschuh aus und berührte eine Mauer auf einem Platz, der einst wohl ein Markt war. Als ich mich dann das nächste Mal als mich selbst wieder erkannte, lag ich auf dem Boden an einem Feuer, und Pril-

kop hatte all unsere Sachen gepackt. Er trug Gewänder der Uralten und hatte auch für mich etwas aufgetrieben, darunter die Umhänge, die einem helfen, sich zu verbergen, einen für jeden von uns. Er verlangte, sofort aufzubrechen, und behauptete, dass die Reise durch die Pfeiler für mich weniger gefährlich sei, als noch einen Tag in der Stadt zu verbringen. Er sagte, er hätte anderthalb Tage gebraucht, mich aufzuspüren, und ich hätte selbst, nachdem er mich weggeschleift hätte, noch einen vollen Tag geschlafen. Ich hatte das Gefühl, ein ganzes Jahr in Kelsingra verlebt zu haben. Also reisten wir ab.« Wieder hielt er inne.

»Hast du Hunger?«, fragte ich ihn.

Er dachte sorgfältig über die Frage nach. »Mein Körper ist seit geraumer Zeit keine regelmäßigen Mahlzeiten mehr gewohnt. Es erscheint mir fast merkwürdig zu wissen, dass ich dich einfach nur um Essen bitten muss, damit du es mir gibst.« Er hustete, wandte sich dabei zur Seite und hielt sich vor Anstrengung den Bauch. Der Hustenanfall dauerte eine Weile. Ich holte ihm Wasser, und er nippte am Becher, nur um in noch schlimmeres Husten und Röcheln auszubrechen. Als er endlich wieder richtig Atem holen konnte, liefen ihm vor Anstrengung Tränen über die Wangen. »Wein, wenn wir welchen haben. Oder Branntwein. Oder noch etwas Wasser. Und etwas zu essen. Aber nicht viel, Fitz. Ich muss es langsam angehen.«

»Das ist klug«, sagte ich und stellte fest, dass der Topf eine sämige Fischsuppe aus weißen Maränen, Zwiebeln und Wurzelgemüse enthielt. Ich servierte ihm eine flache Schale davon und war erleichtert, als er mit tastenden Fingern den Löffel fand, den ich in seine Reichweite gelegt hatte. Daneben stellte ich einen Becher Wasser. Ich bedauerte, dass das Essen seinem Geschichtenerzählen ein Ende setzen würde, denn es kam mehr als selten vor, dass der Narr so gesprächig

war. Ich sah zu, wie er vorsichtig einen Löffel Suppe nahm und zum Mund führte. Und noch einen Löffel ...

Er hielt inne. »Du beobachtest mich so genau, dass ich es spüre«, bemerkte er unfroh.

»Ja. Es tut mir leid.« Ich stand auf und goss ein Schlückchen Branntwein in einen Becher. Dann machte ich es mir mit ausgestreckten Beinen am Feuer bequem und nippte maßvoll am Branntwein. Als der Narr das Wort ergriff, war ich überrascht. Ich hielt den Blick weiter aufs Feuer gerichtet und lauschte wortlos, während er redete und seine Erzählung immer wieder durch einen Mundvoll Suppe unterbrach.

»Ich erinnere mich, wie du den Prinzen ... nun ja, jetzt ist er *König* Pflichtgetreu, nicht wahr? Wie du ihn davor gewarnt hast, die Gabenpfeiler zu nutzen, um an ein unvertrautes Ziel zu reisen. Du tust recht daran, dich darum zu sorgen. Prilkop ging davon aus, dass die Pfeiler noch so wären wie damals, als er sie das letzte Mal benutzt hatte. Wir traten in den Pfeiler in der Kartenstadt und fanden uns plötzlich mit dem Gesicht nach unten am Boden wieder. Uns blieb kaum genug Platz, uns unter dem Stein hervorzukämpfen.« Er löffelte noch etwas Suppe. »Der Pfeiler war umgestürzt worden. Absichtlich, vermute ich, und wir hatten Glück, dass die Betroffenen nicht gründlicher vorgegangen waren. Er war so gefallen, dass sein oberes Ende auf einem Brunnenbecken ruhte, das längst ausgetrocknet war. Jene Stadt war nicht wie Kelsingra. Sie zeigte Spuren eines uralten Krieges und späterer Plünderungen. Gezielter Zerstörung. Die alte Stadt befand sich auf den höchsten Hügelkuppen einer Insel. Wo genau diese Insel liegt, könnte ich dir allerdings nicht sagen. Sie war mir unbekannt. Als ich vor Jahrzehnten zum ersten Mal hierherreiste, bin ich nicht durch jene alte Stadt gekommen. Auch nicht auf der Rückreise hierher.« Er schüttelte den Kopf. »Wenn wir uns wieder dorthin begeben, kön-

nen wir uns wohl nicht auf jenen Weg verlassen. Was würde uns zustoßen, wenn es nicht genug Platz gäbe, um unter dem Stein hervorzukriechen? Ich habe nicht die leiseste Ahnung und möchte es auch nicht herausfinden.«

Mehr Suppe. Ein wenig verschüttete er. Ich sagte nichts und beobachtete nur aus den Augenwinkeln, wie er nach der Serviette tastete, sie fand und sich Kinn und Nachthemd abwischte. Ich nippte wieder an meinem Branntwein und achtete darauf, dass mein Becher ein kleines Geräusch verursachte, als ich ihn wieder auf den Tisch stellte.

»Als wir uns auf dem Bauch unter dem Pfeiler hervorge-wunden hatten, brauchten wir noch einen halben Tag, um durch die Ruinen zu wandern. Das Wenige, was von den Bildwerken dort erhalten war, erinnerte mich an das, was ich in Kelsingra und auf Aslevjal gesehen hatte. Die meisten Statuen waren zerschlagen, und viele Gebäude hatte man als Steinbruch missbraucht. Die Stadt war verwüstet. Dann und wann hörte ich ein Auflachen, einen halben Satz, der mir ins Ohr geflüstert wurde, und dann aus der Ferne Musikfetzen. Der Missklang fand schrecklichen Widerhall in mir. Eines sage ich dir: Wenn ich länger dort hätte bleiben müssen, als wir es taten, wäre ich wahnsinnig geworden. Prilkop war tieftraurig. Einst, so sagte er, sei dies ein Ort der Schönheit und des Friedens gewesen. Er führte mich eilig hindurch, obwohl ich müde war, als könne er nicht ertragen, mit anzusehen, was daraus geworden war ... Trinkst du etwa ohne mich Branntwein?«, fragte er plötzlich.

»Ja. Allerdings keinen sehr guten.«

»Das ist die schlechteste Ausrede, die ich je dafür gehört habe, nicht mit einem Freund zu teilen.«

»Das stimmt. Möchtest du welchen?«

»Bitte.«

Ich holte noch einen Becher und goss ihm einen kleinen

Schluck ein. Da ich gerade auf den Beinen war, fügte ich dem Feuer ein Holzscheit hinzu. Plötzlich fühlte ich mich sehr wohl und auf angenehme Art erschöpft. Wir hatten es in einer Winternacht warm und trocken, ich hatte meinem König heute Abend gut gedient, und mein alter Freund war an meiner Seite und erholte sich allmählich. Kurz durchzuckten mich Gewissensbisse, als ich an Biene dachte, die so weit weg und sich selbst überlassen war, aber ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass sie bald meine Geschenke und meinen Brief in den Händen halten würde. Sie hatte Rummel, und ich mochte ihre Zofe. Sie würde wissen, dass ich an sie dachte. Und nachdem ich so streng mit Ungelitten und Lant gesprochen hatte, würden beide es sicher nicht wagen, sie grausam zu behandeln. Außerdem hatte sie ihre Reitstunden bei dem Stallburschen. Es war gut zu wissen, dass sie einen Freund hatte, einen, den sie selbst gewonnen hatte. Ich wagte zu hoffen, dass sie im Haushalt noch weitere Verbündete hatte, von denen ich nichts wusste. Ich sagte mir, dass es töricht war, mich um sie zu sorgen. In Wirklichkeit war sie ein sehr tüchtiges Kind.

Der Narr räusperte sich. »In jener Nacht lagerten wir im Wald am Rande der verwüsteten Stadt, und am nächsten Morgen wanderten wir an eine Stelle, von der aus wir auf einen Hafentort hinabblicken konnten. Prilkop sagte, der Hafen sei sehr gewachsen, seit er ihn zuletzt gesehen habe. Eine Fischereiflotte lag vor Anker, und er meinte, dass andere Schiffe aus dem Süden kommen würden, um gesalzenen Fisch, Lebertran und ein heiß beehrtes Leder zu kaufen, das aus sehr schwerer Fischhaut hergestellt wird.«

»Fischleder?« Die Frage platzte einfach aus mir heraus.

»Ganz meine Reaktion. Ich hatte noch nie von etwas Derartigem gehört. Aber es wird damit Handel getrieben, denn die raueren Stücke sind beehrtes, um damit Holz oder sogar

Stein zu polieren, und die feineren werden für Messer- und Schwertgriffe benutzt; selbst blutgetränkt werden sie nicht rutschig.« Er hustete erneut, wischte sich den Mund ab und trank noch etwas Branntwein. Als er Atem holte, um fortzufahren, entrang sich seiner Kehle ein Röcheln. »Also ... in unseren Winterkleidern stiegen wir in jene sonnenbeschienene Stadt hinab. Prilkop schien sich sicher zu sein, dass wir dort willkommen sein würden; daher überraschte es ihn, als die Leute uns anstarrten und sich dann abwandten. Die Stadt auf dem Hügel galt als Heimstatt von Dämonen. Wir sahen in dem Hafentort verlassene Gebäude, die aus Steinen jener Stadt errichtet waren, denen man aber mittlerweile nachsagte, dass finstere Geister darin herumspukten. Niemand hieß uns willkommen, nicht einmal, als Prilkop Silbermünzen vorwies. Ein paar Kinder folgten uns, schrien und bewarfen uns mit Kieselsteinen, bis die Erwachsenen sie zurückriefen. Wir gingen zu den Hafenanlagen hinab, und dort konnte Prilkop uns eine Überfahrt auf einem ungepflegten Schiff erkaufen. Es lag dort vor Anker, um Fisch und Öl zu laden, und stank danach. Die Mannschaft war ein so bunt gemischter Haufen, wie ich ihn nur jemals gesehen habe: Die jungen Leute an Bord wirkten unglücklich, und die älteren Matrosen hatten entweder gewaltiges Pech oder mehrfach grobe Misshandlungen erduldet. Ein fehlendes Auge hier, ein Holzbein bei einem anderen Mann da, und ein dritter hatte nur noch acht Finger an den Händen. Ich versuchte, Prilkop zu überreden, nicht an Bord zu gehen, aber er war überzeugt, dass wir in jener Nacht ums Leben kommen würden, wenn wir die Stadt nicht unverzüglich verließen. Ich hielt das Schiff für eine genauso schlechte Wahl, aber er bestand darauf. So fuhren wir ab.« Er hielt inne, aß noch etwas Suppe, tupfte sich den Mund ab, nippte am Branntwein und wuschte sich dann Mund und Finger noch einmal sorgfältig sauber. Er griff zum

Löffel und legte ihn wieder hin. Nahm noch einen Schluck aus seinem Brantweinbecher. Schließlich richtete er die blinden Augen in meine Richtung, und zum ersten Mal, seit wir uns wiedergesehen hatten, huschte ein Ausdruck reinen Schalks über sein Gesicht. »Hörst du mir überhaupt zu?«

Ich lachte laut auf, weil es mich so freute, dass dieses Temperament noch in ihm steckte. »Das weißt du doch.«

»Ja. Fitz, ich spüre dich.« Er hob die Hände und zeigte mir die Fingerspitzen, die einst mit der Gabe versilbert gewesen, nun aber abgeschnitten und zu glatten Narben verheilt waren. »Ich habe meine Verbindung zu dir vor langer Zeit zurückgenommen, und sie schnitten mir das Silber von den Fingerspitzen, weil sie errieten, wie machtvoll es war. Also dachte ich in den Jahren meiner Gefangenschaft, ich würde mir meine Bindung an dich nur einbilden.« Er neigte den Kopf. »Aber ich glaube, sie ist echt.«

»Ich weiß es nicht«, gestand ich. »In all den Jahren, die wir getrennt waren, habe ich nichts gespürt. Manchmal dachte ich, du müsstest tot sein, und dann wieder glaubte ich, du hättest unsere Freundschaft völlig vergessen.« Ich stutzte. »Abgesehen von der Nacht, in der deine Botin in meinem Haus ermordet wurde. Es waren blutige Fingerabdrücke auf der Schnitzerei, die du mir hinterlassen hattest und die dich, Nachtauge und mich zeigt. Ich ging daran, sie abzuwischen, und ich schwöre, dass etwas geschah.«

»Oh.« Ihm stockte der Atem. Eine Zeitlang starrte er vor sich hin, ohne etwas zu sehen. Dann seufzte er. »So, jetzt verstehe ich es. Damals wusste ich nicht, woran es lag. Ich wusste nicht, dass eine meiner Botinnen dich erreicht hatte. Sie waren ... Ich hatte starke Schmerzen, und plötzlich warst du da, um mein Gesicht zu berühren. Ich schrie dir zu, mir zu helfen, mich zu retten oder mich zu töten. Dann warst du fort.« Er blinzelte mit den geblendeten Augen. »Das war die

Nacht ...« Plötzlich rang er keuchend nach Luft und stützte sich auf den Tisch. »Ich zerbrach«, gestand er. »In jener Nacht zerbrach ich. Sie hatten mich bis dahin nicht gebrochen, weder mit den Schmerzen noch mit den Lügen oder dem Hunger. Aber in jenem Moment, als du kurz da warst und dann nicht mehr ... da zerbrach ich, Fitz.«

Ich schwieg. Wie hatte man ihn gebrochen? Er hatte mir erzählt, dass die Diener ihn gefoltert hätten, weil sie gewollt hatten, dass er ihnen sagte, wo sich sein Sohn befand. Ein Sohn, von dem er nichts wusste. Das war für mich der entsetzlichste Teil seiner Erzählung gewesen. Ein gemarterter Mann, der Wissen verbirgt, behält ein geringes Maß an Kontrolle über sein Leben. Einem Gefolterten, der kein Wissen anzubieten hat, bleibt nichts. Kein Werkzeug, keine Waffe, keine Tauschware, um seine Qualen zu lindern oder zum Erliegen zu bringen. Der Narr war machtlos gewesen. Wie hatte er ihnen etwas erzählen können, das er nicht wusste?

Er sprach weiter: »Nach einiger Zeit – langer Zeit! – erkannte ich, dass kein Laut von ihnen kam. Keine Fragen. Aber ich war damit beschäftigt, ihnen zu antworten. Ihnen zu erzählen, was sie wissen mussten. Ich schrie deinen Namen, wieder und wieder. Und so wussten sie Bescheid.«

»Worüber, Narr?«

»Sie wussten deinen Namen. Ich habe dich verraten.«

Sein Verstand war getrübt, so viel war offensichtlich. »Narr, du hast ihnen nichts gegeben, was sie nicht bereits wussten. Ihre Jäger waren schon da, in meinem Haus. Sie waren deiner Botin gefolgt. So war das Blut auf die Schnitzerei gelangt, und deshalb hast du mich dort bei dir gespürt. Sie hatten mich längst gefunden.« Als ich die Worte aussprach, schweifte mein Verstand in jene lang vergangene Nacht zurück. Die Jäger der Diener hatten seine Botin bis in mein Haus verfolgt und sie dort getötet, bevor sie mir die Worte des

Narren hatte übermitteln können. Das war vor vielen Jahren geschehen. Aber erst vor wenigen Wochen hatte eine zweite seiner Botinnen Weidenhag erreicht und seine Warnung und seine Bitte an mich weitergegeben: die, seinen Sohn zu finden. Ihn vor den Jägern zu verstecken. Jene sterbende Botin war fest überzeugt gewesen, dass man sie verfolgte und dass die Jäger ihr dicht auf den Fersen waren. Aber ich hatte keine Spur von ihnen gesehen. Oder hatte ich einfach die Zeichen, die sie hinterlassen hatten, nicht erkannt? Es waren Hufabdrücke auf einer Weide gewesen, die Zaunlatten abgenommen. Damals hatte ich das als bloßen Zufall abgetan, denn wenn die Reiter wirklich die Botin verfolgt hätten, hätten sie doch gewiss einen Versuch unternommen herauszufinden, was aus ihr geworden war?

»Die Jäger hatten *dich* nicht gefunden«, widersprach der Narr. »Sie hatten vermutlich ihre Beute bis dorthin verfolgt. Aber sie waren nicht auf der Suche nach dir. Die Diener, die mich folterten, hatten keine Möglichkeit zu wissen, wo sich die Jäger zu dem Zeitpunkt aufhielten. Erst als ich wieder und wieder deinen Namen rief, erfuhren sie, wie wichtig du warst. Sie hatten gedacht, du wärest nur mein Katalyst gewesen. Nur jemand, den ich ausgenutzt hatte, um ihn dann im Stich zu lassen. Denn damit hätten sie gerechnet ... Für sie ist ein Katalyst ein Werkzeug, kein echter Gefährte. Kein Freund. Niemand, der das Herz des Propheten teilt.«

Wir schwiegen beide eine Weile.

»Eines verstehe ich nicht, Narr. Du sagst, du wüsstest nichts von deinem Sohn. Und doch scheinst du zu glauben, dass es ihn gibt, nur auf das Wort derjenigen hin, die dich in Clerres gefoltert haben. Warum solltest du annehmen, dass sie Kenntnis von solch einem Kind haben, wenn du selbst nichts von ihm weißt?«

»Weil sie über Hunderte, Tausende oder gar Zehntausende

von Vorhersagen verfügen, dass solch ein Erbe mir nachfolgen würde, wenn ich als Weißer Prophet erfolgreich wäre. Jemand, der sogar noch größere Veränderungen auf dieser Welt hervorrufen würde.«

Weil ich ihn nicht verärgern wollte, sagte ich vorsichtig: »Aber es gab doch auch Tausende von Prophezeiungen, die besagten, dass du sterben würdest. Und du bist nicht gestorben. Können wir uns denn sicher sein, dass diese Prophezeiungen über einen Sohn der Wahrheit entsprechen?«

Eine Zeitlang saß er schweigend da. »Ich darf mir nicht gestatten, an ihnen zu zweifeln. Wenn es meinen Erben gibt, müssen wir ihn finden und beschützen. Wenn ich die Möglichkeit seiner Existenz leugne, es ihn aber doch gibt und sie das Kind finden, dann wird sein Leben ein einziges Elend sein und sein Tod eine Tragödie für die Welt. Also muss ich an ihn glauben, auch wenn ich nicht genau sagen kann, wie solch ein Kind entstanden sein soll.« Er starrte in die Dunkelheit. »Fitz. Dort auf dem Marktplatz ... Ich meine mich zu erinnern, dass er dort war. Dass ich ihn berührte und ihn im selben Moment erkannte. Meinen Sohn.« Er holte zitternd Atem und fuhr mit bebender Stimme fort: »Alles um uns herum war Licht und Klarheit. Ich konnte nicht nur sehen, ich konnte auch alle Möglichkeiten erkennen, die von jenem einen Moment ausgingen. Alles, was wir zusammen verändern könnten.« Seine Stimme wurde schwächer.

»Da war kein Licht. Der Wintertag neigte sich allmählich dem Abend zu, und die einzige Person in deiner Nähe war ... Narr! Was ist?«

Er hatte plötzlich auf seinem Stuhl gewankt und dann das Gesicht in die Hände gestützt. Nun sagte er in leidendem Ton: »Ich fühle mich nicht gut. Und ... mein Rücken fühlt sich nass an.«

Mir sackte das Herz in die Hose. Ich stellte mich hin-

ter ihn. »Beug dich vor«, bat ich leise. Wundersamerweise gehorchte er. Der Rücken seines Nachthemds war von etwas durchtränkt, das kein Blut war. »Zieh dein Hemd hoch«, bat ich, und er versuchte es. Mit meiner Hilfe legten wir seinen Rücken frei, und wieder protestierte er nicht. Ich hob eine Kerze hoch. »Oh, Narr«, sagte ich, bevor ich auch nur daran denken konnte, meine Stimme zu beherrschen. Eine große entzündete Schwellung neben seiner Wirbelsäule war aufgebrochen. Ein dünnes, übelriechendes Sekret sickerte seinen narbenübersäten knöchigen Rücken hinab. »Sitz still«, wies ich ihn an und machte einen Schritt zu dem Wasser hinüber, das am Feuer stand, um es zu wärmen. Ich tränkte meine Serviette damit, wrang sie aus und warnte ihn: »Beiß die Zähne zusammen.« Dann legte ich sie auf die Wunde. Er zischte laut und ließ die Stirn auf die verschränkten Arme sinken.

»Es sieht nach einer Eiterbeule aus. Sie hat sich geöffnet und läuft nun aus. Ich glaube, das könnte gut sein.«

Er erschauerte leicht, sagte aber nichts. Ich brauchte einen Augenblick, um zu erkennen, dass er ohnmächtig geworden war.

»Narr?«, fragte ich und berührte ihn an der Schulter. Keine Reaktion. Ich griff mit der Gabe aus und fand Chade. *Dem Narren geht es nicht gut. Sein Zustand hat sich verschlechtert. Gibt es einen Heiler, den du in deine alten Gemächer heraufschicken könntest?*

Keinen, der den Weg kennt, selbst wenn einer um diese Zeit noch wach wäre. Soll ich kommen?

Nein. Ich kümmere mich schon um ihn.

Bist du sicher?

Ja.

Wahrscheinlich war es besser, keinen Dritten mit hineinzuziehen. Lieber er und ich allein, wie früher schon so oft. Solange er die Schmerzen nicht spürte, zündete ich weitere

Kerzen an, um Licht zu haben, und holte eine Wasserschüssel. Ich reinigte die Wunde, so gut ich konnte. Er lag schlaff und still, während ich Wasser darauf träufelte und die Flüssigkeit abwischte, die daraus hervorfloss. Sie blutete nicht. »Auch nicht anders als bei einem Pferd«, hörte ich mich mit zusammengebissenen Zähnen sagen. Gesäubert klaffte das geplatze Geschwür auf seinem Rücken auf wie ein widerwärtiges Maul, das sich in seiner Haut geöffnet hatte. Es reichte tief. Ich zwang mich, seinen misshandelten Körper genau anzusehen. Er wies noch andere Vereiterungen auf. Sie wölbten sich, manche glänzend und fast weiß, andere rot, entzündet und von einem Netz dunkler Striemen umgeben.

Ich sah einen Sterbenden vor mir. Mit ihm lag zu viel im Argen. Der Gedanke, dass Nahrung und Ruhe allein ihn der Genesung näherbringen könnten, war schierer Wahnsinn. Sie würden nur sein Sterben in die Länge ziehen. Die Entzündungen, die ihn zerstörten, hatten sich zu sehr ausgebreitet und waren zu weit fortgeschritten. Vielleicht war er jetzt schon tot.

Ich legte ihm die Hand seitlich an den Hals und tastete mit zwei Fingern nach seinem Puls. Sein Herz schlug noch: Ich spürte es im matten Springen seines Blutes. Ich schloss die Augen, ließ die Finger weiter dort ruhen und zog seltsamen Trost aus dem beruhigenden Pulsschlag. Ein Schwindelgefühl durchlief mich. Ich war schon zu lange wach und hatte auf dem Fest zu viel getrunken, bevor ich gemeinsam mit dem Narren der Mischung auch noch Branntwein hinzugefügt hatte. Plötzlich war ich alt und unsagbar müde. Mein Körper schmerzte unter der Last der Jahre, die ich ihm aufgebürdet hatte, und von den Aufgaben, die ich ihm zugemutet hatte. Das uralte, vertraute Ziehen der Pfeilnarbe in meinem Rücken, ganz nah neben meiner Wirbelsäule, erwachte pulsierend zum Leben und wurde zu einem unentrinnbaren tie-

fen Schmerz, als würde jemand beharrlich mit dem Finger nach der alten Verletzung stechen.

Nur, dass ich die Narbe gar nicht mehr hatte – und auch keinen Schmerz mehr dort spürte. Die Erkenntnis huschte wie ein Flüstern in mein Bewusstsein, sacht wie die ersten Schneeflocken, die an einem Fenster haften bleiben. Ich ließ meine Atmung langsamer werden und hielt in meiner Haut sehr still. In *unserer* Haut.

Ich ließ mein Bewusstsein aus meinem eigenen Körper in den des Narren gleiten und hörte, wie er einen leisen Laut ausstieß – ein Verwundeter, der aus dem Tiefschlaf gerissen wird. *Keine Sorge. Ich habe es nicht auf deine Geheimnisse abgesehen.*

Aber schon die Erwähnung von Geheimnissen schreckte ihn auf. Er wehrte sich ein wenig, aber ich hielt still, und ich glaube, er konnte mich nicht finden. Als er zur Ruhe kam, ließ ich mein Bewusstsein durch seinen ganzen Körper ranken. *Sanft. Ganz sachte*, ermahnte ich mich. Ich ließ mich den Schmerz seiner Rückenwunde spüren. Das Geschwür, das ausgelaufen war, war nicht so gefährlich wie diejenigen, die nicht geplatzt waren. Es hatte sich geleert, aber die Gifte aus einigen der anderen waren tiefer in seinem Körper am Werk, und er hatte nicht die Kraft, gegen sie anzukämpfen.

Ich lenkte sie zurück. Ich drängte sie hinaus.

Es kostete nicht sonderlich viel Anstrengung. Ich arbeitete sorgfältig und verlangte von seinem Fleisch so wenig, wie ich konnte. An einer anderen Stelle legte ich die Finger auf die Entzündungen und rief das Gift hoch. Heiße Haut, zum Bersten gespannt, platzte unter meiner Berührung, und das Gift sickerte daraus hervor. Ich nutzte meine Gabenkraft auf eine Weise, von der ich gar nicht gewusst hatte, dass sie möglich war, und doch kam sie mir dort und in jenem Augenblick ganz offensichtlich vor. Natürlich wirkte sie auf diese Art! Natürlich konnte sie das bewirken!

»Fitz.«

»Fitz!«

»FITZ!«

Jemand packte mich und riss mich zurück. Ich verlor das Gleichgewicht und stürzte. Jemand versuchte, mich aufzufangen, und brachte es nicht fertig. Ich prallte so heftig auf den Boden, dass es mir den Atem verschlug. Ich keuchte und röchelte und öffnete erst dann die Augen. Es dauerte einen Moment, bis ich einzuordnen vermochte, was ich sah. Der ersterbende Feuerschein beleuchtete Chade, der über mich gebeugt stand und auf mich herabstarrte. Sein Gesicht war vor Entsetzen verzerrt. Ich rang darum zu sprechen und konnte es nicht. Ich war so erschöpft, so müde. Schweiß trocknete auf meinem Körper, und meine Kleidung klebte mir davon getränkt am Leib. Ich hob den Kopf und erkannte, dass der Narr vornübergesunken auf dem Tisch lag. Das rote Licht des Feuers zeigte mir, dass Eiter aus einem Dutzend Verletzungen auf seinem Rücken quoll. Ich wandte den Kopf und begegnete Chades bestürztem Blick.

»Fitz, was hast du getan?«, fragte er heftig, als hätte er mich bei einem widerwärtigen und abstoßenden Verbrechen ertappt.

Ich versuchte, Luft zu holen, um antworten. Er sah beiseite, und mir wurde bewusst, dass noch jemand das Zimmer betreten hatte. Nessel. Ich erkannte sie, als sie meinen Gabensinn streifte.

»Was ist hier geschehen?«, fragte sie; dann keuchte sie auf, als sie nahe genug herangekommen war, um den entblößten Rücken des Narren zu sehen. »Hat Fitz das getan?«, erkundigte sie sich bei Chade.

»Ich weiß es nicht. Schür das Feuer und hol noch mehr Kerzen!«, befahl er mit zitternder Stimme, während er sich auf den Stuhl sinken ließ, den ich freigemacht hatte. Er legte

die bebenden Hände auf die Knie und beugte sich über mich.
»Junge! Was hast du angestellt?«

Ich hatte mich endlich erinnert, wie es ging, Luft in meine Lunge zu saugen. »Ich habe versucht ...« Ich tat noch einen Atemzug. »... die Gifte aufzuhalten.« Es war so schwer, sich umzudrehen. Mir tat jede Faser meines Körpers weh. Als ich die Hände auf den Boden stützte, um zu versuchen, mich hochzustemmen, stellte ich fest, dass sie nass waren. Rutschig. Ich hob sie an und hielt sie mir vor die Augen. Sie tropfen vor wässrigem Blut und Gewebswasser. Chade drückte mir eine Serviette in die Hand.

Nessel hatte Holz im Kamin nachgelegt, und die Scheite fingen Feuer. Jetzt entzündete sie frische Kerzen und ersetzte diejenigen, die zu Stummeln heruntergebrannt waren. »Es stinkt«, sagte sie und sah den Narren an. »Sie sind alle aufgeplatzt und sondern Flüssigkeit ab.«

»Wärme sauberes Wasser«, wies Chade sie an.

»Sollten wir nicht die Heiler herbestellen?«

»Zu viel zu erklären, und wenn er stirbt, wäre es besser, wenn es gar nicht erklärt werden müsste. Fitz. Steh auf. Rede mit uns.«

Nessel war wie ihre Mutter stärker, als man es einer kleinen Frau zutraute. Es war mir gelungen, mich aufzusetzen, und sie packte mich unter den Achseln und half mir auf die Beine. Ich stützte mich am Stuhl ab und riss ihn beinahe um.

»Ich fühle mich schrecklich«, sagte ich. »So schwach. So müde.«

»Dann weißt du jetzt vielleicht, wie Sieber sich gefühlt hat, nachdem du seine Kraft so leichtfertig aufgezehrt hattest«, entgegnete sie spitz.

Chade nahm die Zügel des Gesprächs in die Hand. »Fitz. Warum hast du den Narren so aufgeschlitzt? Habt ihr euch gestritten?«

»Er hat den Narren nicht aufgeschlitzt.« Nessel hatte das Wasser gefunden, das ich zum Wärmen am Feuer hatte stehen lassen. Sie befeuchtete dasselbe Tuch, das ich vorhin benutzt hatte, wrang es aus und wischte dem Narren mit spitzen Fingern den Rücken ab. Vor Abscheu über die übelriechenden Sekrete, die sie abwusch, rümpfte sie die Nase und kniff die Lippen zusammen. »Er hat versucht, ihn zu heilen. All das hier ist von innen nach außen gepresst worden.« Sie bedachte mich mit einem verächtlichen Blick. »Setz dich ans Feuer, bevor du noch umfällst. Hast du auch nur einen Gedanken daran verschwendet, einfach Zugsalbe aufzulegen, statt leichtsinnig auf eigene Faust eine Gabenheilung zu versuchen?«

Ich folgte ihrem Vorschlag und tat mein Bestes, mich halbwegs beherrscht auf den Rand der Feuerstelle sinken zu lassen. Da keiner von beiden mich auch nur ansah, war die Mühe vergebens. »Nein«, sagte ich und setzte zu einem Versuch an zu erklären, dass ich zuerst gar nicht bewusst versucht hatte, ihn zu heilen. Dann brach ich ab. Ich wollte meine Zeit nicht verschwenden.

Chade hatte sich plötzlich mit verständnisinniger Miene vorgebeugt. »Ah, jetzt verstehe ich! Der Narr muss an einen Stuhl gefesselt gewesen sein, aus dessen Rückenlehne Dornen hervorragten, und die Fesseln wurden langsam angezogen, um ihn allmählich auf die Dornen zu drücken. Je enger die Fesseln saßen, desto tiefer drangen die Dornen ein. Wenn er dagegen ankämpfte, wurden die Wunden größer. Diese alten Verletzungen wirken auf mich, als ob er recht lange durchgehalten hätte. Aber ich möchte vermuten, dass die Dornen mit etwas bestrichen waren, Kot oder sonst irgend etwas Fauligem, das dazu dienen sollte, absichtlich eine längerfristige Infektion hervorzurufen.«

»Chade. Bitte«, sagte ich schwach. Das Bild, das er malte, ließ mir übel werden. Ich konnte nur hoffen, dass der Narr

noch bewusstlos war. Ich wollte eigentlich gar nicht wissen, wie die Diener seine Wunden hervorgerufen hatten, und wollte auch nicht, dass er sich daran erinnerte.

»Und das Interessante daran«, fuhr Chade fort, ohne meine flehentliche Bitte zu beachten, »ist, dass sein Peiniger sich einer Philosophie der Marter bedient hat, der ich noch nie zuvor begegnet bin. Man hat mir beigebracht, dass die Wirksamkeit von Folter darauf beruht, dem Opfer ein gewisses Maß an Hoffnung zu lassen; Hoffnung, dass der Schmerz aufhört, Hoffnung, dass der Körper noch genesen kann, und so weiter. Wenn man ihm diese Hoffnung nimmt, was hat der Gefolterte dann noch davon, sein Wissen weiterzugeben? Aber wenn er sich bewusst war, dass seine Wunden gezielt vergiftet wurden, sobald ihm die Dornen ins Fleisch drangen, dann ist in diesem Fall ...«

»Fürst Chade! Bitte!« Nessel blickte angeekelt drein.

Der alte Mann brach ab. »Verzeihung, Gabenmeisterin. Bisweilen vergesse ich ...« Er vollendete den Satz nicht. Nessel und ich wussten beide, was er meinte. Die Art von Erörterung, die er gerade von sich gegeben hatte, war nur für seinen Adepten oder Mitassassinen passend, nicht für irgendeinen Menschen mit gewöhnlichen Empfindlichkeiten.

Nessel richtete sich auf und ließ das nasse Tuch in die Wasserschüssel fallen. »Ich habe seine Wunden so gut gereinigt, wie es mit Wasser möglich ist. Ich kann nach Verbandszeug aus dem Lazarett schicken.«

»Es besteht keine Notwendigkeit, die Heiler mit hineinzuziehen. Wir haben Kräuter und Salben hier.«

»Gewiss doch«, erwiderte sie. Dann sah sie auf mich herab. »Du siehst fürchterlich aus. Ich schlage vor, wir bitten einen Pagen, dir in deinem Zimmer unten das Frühstück zu servieren. Man wird ihm sagen, dass du gestern Abend etwas über die Stränge geschlagen hast.«

»Ich habe genau den richtigen Jungen für die Aufgabe«, verkündete Chade unvermittelt. »Sein Name ist Asche.«

Er warf mir einen Blick zu, und ich verriet Nessel nicht, dass ich dem Jungen schon begegnet war. »Er wird seine Sache gewiss gut machen«, stimmte ich leise zu und fragte mich zugleich, welchen Plan Chade hier ins Werk setzte.

»Dann lasse ich euch beide jetzt allein. Hochherr Feldspat, Königinmutter Kettricken hat mich wissen lassen, dass Ihr für morgen Nachmittag um eine kurze Audienz bei ihr ersucht habt. Seid pünktlich. Ihr solltet Euch zu denen gesellen, die vor ihrem privaten Empfangszimmer warten.«

Ich sah sie verständnislos an.

»Ich erkläre es dir«, versicherte mir Chade. Noch ein Schritt in seinem Plan.

Ich unterdrückte ein Seufzen und lächelte Nessel schwach zu, als sie sich zum Gehen wandte. Während Chade sich erhob, um seine Heilkräuter und Salben zu suchen, richtete ich mich behutsam auf. Mein Rücken war steif und schmerzte, und das elegante Hemd klebte vor Schweiß an mir. Ich wusch mir die Hände mit dem wenigen Wasser, das noch im Topf war. Dann wankte ich zum Tisch hinüber, um mich hinzusetzen.

»Es erstaunt mich, dass Nessel den Weg hierher kennt.«

»Pflichtgetreu Entscheidung, nicht meine«, antwortete Chade knapp von der anderen Seite des Zimmers her. »Ihm haben meine Geheimnisse nie gefallen, und er hat nie in vollem Umfang verstanden, wie notwendig sie sind.«

Mit mehreren Lappen und einem blauen Topf mit hölzernem Verschluss kehrte er von einem Schrank zurück. Als er den Topf öffnete, stieg mir der durchdringende Geruch der Salbe in die Nase und ließ mich einen halbwegs klaren Kopf bekommen. Ich erhob mich und nahm ihm Tücher und Heilmittel ab, bevor er den Narren berühren konnte. »Das mache ich«, sagte ich zu ihm.

»Wie du möchtest.«

Es verstörte mich, dass der Narr uns immer noch nicht wahrnahm. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter und sann leicht mit der Gabe zu ihm.

»Oh nein!«, warnte mich Chade. »Lass das. Er soll sich ausruhen.«

»Du hast eine sehr feine Wahrnehmung für den Gabengebrauch entwickelt«, bemerkte ich, während ich etwas Salbe mit einem Lappen aufnahm und sie in eine der kleineren Wunden auf dem Rücken des Narren strich.

»Oder du bist sorgloser dabei geworden, wie du die Gabe anwendest. Denk darüber nach, Junge. Und erstatte mir, während du alles in Ordnung bringst, Bericht über das, was du getan hast.«

»Es gibt wenig zu erzählen, was ich dir nicht schon während der Feier mittels der Gabe mitgeteilt habe. Ich glaube, du hast es mit einem verstohlenen, aber erfolgreichen Piratenhandel auf dem Fluss zu tun, bei dem alle Zölle und Steuern umgangen werden – und mit einem Kapitän zur See, der ehrgeizig genug ist, diesen Handel bis nach Bingstadt auszuweiten.«

»Und du weißt sehr gut, dass das nicht der Bericht ist, auf den es mir ankommt! Mach keine Ausflüchte, Fitz. Nachdem du mich nach einem Heiler gefragt hattest, habe ich noch einmal versucht, dich zu erreichen. Ich konnte es nicht, habe aber gespürt, wie innig du mit etwas anderem beschäftigt warst. Ich dachte, ich wäre nicht stark genug, dich zu erreichen, also bat ich Nessel, es zu versuchen. Und als keiner von uns beiden in der Lage war, zu dir durchzudringen, sind wir beide hergekommen. Was hast du getan?«

Ich räusperte mich. »Ich habe nur versucht, ihm bei seiner Genesung zu helfen. Eine der Eiterbeulen auf seinem Rücken war von selbst aufgebrochen, und als ich versucht

